Dunkles Leben.

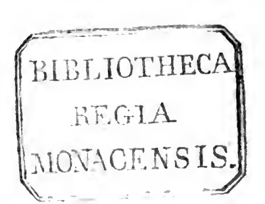
Novellen

von

Oswald Tiedemann.

Erster Theil.

Zwickau, 1854.
Verlag von Gebrüder Thost.



Inhalt des ersten Theils.

	Seite
Schloß Wallamoor	1
Die unheimliche Mühle	61
Magdalena	109
Der Arzt der Ehre	167
Eine Verlobungsfeier	221

Schloß Wallamoor.

O love, be moderate, allay the exstasy,
In measure raise thy joy, scant this excesse.

Ein Reiter jagte mit verhängten Zügeln über die Haide. Sein jugendliches Gesicht drückte Müdigkeit und eine starke Besorgniß aus, die Kleider waren bestaubt, an vielen Stellen durch dorniges Gesträuch zerrissen; ein breitkrempiger runder Hut deckte eine Fülle von hellblonden Haaren, ein willkommenes Spielwerk des Windes. Das Pferd, eines der edelsten Gattung, schlank, feurig, flüchtig wie ein Schemen der arabischen Wüste, trof von Schweiß und zeigte hie und da Tropfen Bluts. —

Immer weiter jagte der Reiter dahin. —

Die Gefahr mußte ihm auf den Fersen sein, denn öfter wandte er das Haupt zurück und spähte mit den tiefblauen Augen nach allen Seiten scharf umher. Das Pferd drohte zu ermüden. Er klopfte ihm schmeichelnd Bug und Hals und sprach bekümmert: „Sulma, nur eine Stunde halte noch aus, eine Stunde, bis die Nacht hereinbricht!“ Und Sulma verstand ihn; laut

wiehernd brauste es dahin durch Dorn und Gesträuch, über Moor und Sumpf....

Ein Wald nahm den Reiter auf...

Er athmete freier, ein leises Lächeln glitt über seine Lippen und, munter seinem Pferde zurufend: „Dank dir, du treues Thier! nun ist die Gefahr bald vorüber," ließ er die Zügel sinken. Langsam ritt er tiefer in den Wald, versäumte aber nicht zur Vorsicht ein scharf geladenes Pistol aus der Halfter zu nehmen, es aufzuziehen und in der Hand zu behalten. Ein breiter Graben trennte ihn von der Landstraße. Er wollte darüber wegsetzen, das Pferd strauchelte, der Reiter schwankte im Sattel, versuchte sich unwillkührlich mit beiden Händen festzuhalten, die Mündung des Pistols berührte Sulma's Hals, der Schuß entlud sich und, tödtlich getroffen, stürzte das Pferd zusammen. —

Wer vermöchte den Schmerz des Reiters zu schildern! Vergebens suchte er die Thränen zurückzuhalten, weinend warf er sich auf das treue Thier und bemühte sich, das hervorquellende Blut zu stillen. Nicht ein Thier lag hier im Sterben; sein Freund, sein zweites Selbst. —

„Und durch mich, durch mich getödtet!" klagte der Reiter, während ihm der Gedanke in's Herz schnitt, daß hier jede Hülfe vergeblich sei und daß dem Pferde noch

ein langer Todeskampf bevorstehe. Er sprang auf.. das stöhnende Thier sah ihn an, so schmerzlich und so ängstlich bittend... Entschlossen griff er rasch nach einem zweiten Pistol.. er zielte.. sein Herz stockte.. er zögerte.. ein leises Wiehern schien ihn zu ermuntern.. er wandte sich ab.. ein Fingerdruck.. das Pferd gab keinen Laut mehr von sich. —

Eine Stunde mochte wol verflossen sein, ehe sich der Reiter von seinem Schmerze erholte; er saß am Rande des Grabens, den Kopf in die Hände gestützt und schien über den eben erlebten Verlust die Gefahr, die ihn bedrohte, das Verfolgen seiner Flucht ganz vergessen zu haben. — Ringsum herrschte tiefe Stille, die nur zuweilen durch den eintönigen Ruf des Kukuks, oder durch das heisere Schrillen einer Möve unterbrochen wurde. Die Sonne, im Scheiden begriffen, warf ihre röthlichen Strahlen auf das Laub der Bäume, das noch einmal aufzitterte, als fühlte es den Kuß des belebenden Lichts und sich dann, Blatt an Blatt, zur Ruhe legte.

Der Reiter stand auf, blickte, sich seiner Lage erinnernd, gedankenvoll auf die Landstraße und da er keinen verrätherischen Laut vernahm, wandte er sich noch einmal zu seinem Pferde und sprach: „Sollte dein Tod durch meine Hand mir eine böse Vorbedeutung sein?

Ich habe dich geliebt, du warst mir an's Herz gewachsen, deine Treue und Ausdauer gab dir ein Recht auf meine warme Freundschaft, aber es scheint meine Bestimmung zu sein, selbst das zu zerstören, was sich mir naht in Freundschaft oder Liebe." —

Er hatte die Worte kaum vollendet, als sich auf der Straße das Rasseln eines Wagens vernehmen ließ. Rasch sprang er in das Dickigt des Waldes zurück, in ein Gebüsch, das ihm eine freie Aussicht bot, ohne daß er selbst entdeckt werden konnte. In dem Wagen, der jetzt näher heran kam, saßen eine alte Frau und ein stämmiger Bursche, der, ein lustiges Liedchen trällernd, die Zügel lenkte. An der Stelle, wo das todte Pferd lag, angekommen, verstummte er und machte, mit der Peitsche hindeutend, seine Begleiterin darauf aufmerksam.

„Was giebts, Jack?" fragte die Frau, die ihrer Kleidung nach dem Mittelstande anzugehören schien, mit einer vor Altersschwäche zitternden Stimme.

„Ein todtes Pferd, Mistreß Damby, ein schönes Thier, wie die Gräfin von Wallamoor keines im Stalle hat; vermuthlich hat es seinen Herrn abgeworfen und ist dann verunglückt."

„Oder es ist Jemand beraubt worden, Jack?"

„Nein, Madam, das glaub' ich nicht, denn der Dieb würde dann auch gewiß das prächtige Geschirr

mitgenommen haben; so etwas läßt man nicht einem Todten."

Der Bursche belachte wohlgefällig seinen Einfall und wollte weiter fahren, als ihm Mistreß Damby zu halten befahl und die Frage an ihn richtete: „Wo liegt das Pferd, Jack?"

„Ja so, Madam, Ihr könnt es nicht sehen, Ihr habt schwache Augen und es dunkelt stark; wollt Ihr herabsteigen und näher treten?"

Er hätte noch gar zu gern hinzugefügt, daß er recht wisse, wie neugierig sie sei, aber er hütete sich wol, es auszusprechen, da er wußte, daß Mistreß Damby keine Späße, am allerwenigsten auf ihre Kosten liebe. Bereitwillig sprang er ihr zu Hülfe, als sie Anstalten machte, den Wagen zu verlassen und, während er die Matrone an die gewünschte Stelle geleitete, unterstützte er sie mit einer Sorgfalt, die nahe an Verehrung grenzte, in der That jedoch nichts anderes war, als Furcht vor ihrer Gewalt auf dem Herrenschlosse von Wallamoor, auf welchem er diente.

Der Besitzer des Pferdes, das jetzt ein Gegenstand der Neugierde wurde, hatte dem Gespräch mit steigender Aufmerksamkeit zugehört. Die Namen Damby und Wallamoor waren ihm aufgefallen, er gestand sich, daß er sie schon gehört habe; wo und unter welchen Um-

ständen, darüber konnte er sich freilich keine Rechenschaft geben. Er sah ein, daß er von den beiden Ankömmlingen nichts zu befürchten habe, zögerte aber aus Widerwillen gegen die Matrone immer noch, aus seinem Versteck hervorzutreten, obgleich die hereinbrechende Nacht, die fremde Gegend, die er zum ersten Mal betrat, die noch nicht entschwundene Besorgniß vor weiterer Verfolgung ihn dazu drängten und er wenigstens hoffen durfte, über den Weg, den er einschlagen wollte, Auskunft zu erhalten. Seine Abneigung gegen die alte Frau stieg, als er jetzt bemerkte, wie sie mit ihren zitternden Händen das Geschirr des Pferdes betastete und, wie den Werth desselben prüfend, bald den Kopf langsam schüttelte, bald hin und her wiegte. Eine Ermahnung Jack's, daß es spät sei, nahm sie mit Unwillen auf, mit einem zornigen Blicke aus ihren kleinen grauen Augen.

Immer gespannter, was sie denn eigentlich beabsichtige, lauschte der Reiter aus seinem Versteck; als sie jedoch dem Burschen den Befehl gab, das Pferd abzuschirren und Alles auf den Wagen zu laden, sprang er ohne Weiteres aus seinem Versteck hervor. Bei seinem Erscheinen lief Jack aufschreiend davon, während die Matrone nicht die mindeste Ueberraschung zeigte, nur langsam das Haupt erhob und, die Hand

über die Augen legend, gleichsam um schärfer zu sehen, starr nach dem Fremden blickte. Dieser fühlte sich ihr gegenüber nur noch unheimlicher; die eingefallenen tief-gefurchten Züge, das spärliche eisgraue Haar, das unter der schwarzen Spitzenhaube hervorsah, die kleine magere Gestalt machten sie freilich zu keiner angenehmen Erscheinung, obwol die ringsumherrschende Stille, das Licht des Mondes, der inzwischen aufgegangen war, zu diesem Eindruck das Meiste beitragen mochten.

Die Matrone schien zu erwarten, daß sie der Fremde anreden würde, als er sich jedoch von ihr weg zu dem fernstehenden Jack mit der Bitte wandte, ihm den Weg nach der Clew Bay zu bezeichnen, unterbrach sie ihn mit den Worten: „Und was will Sir Richard Rudy in der Clew Bay?“

Eine gewaltige Ueberraschung malte sich auf dem Antlitz des Fremden, der hier unter den eigenthümlichsten Umständen, in einer ihm ganz unbekannten Gegend, von einer Person, die er nie im Leben gesehen zu haben sich bewußt war, seinen Namen mit einer Gewißheit aussprechen hörte, die von vornherein jeden Zweifel zurückdrängte. Er betrachtete die Matrone fortan mit einer Mischung von Furcht und Grauen und entgegnete auf die Frage, ausweichend: „Ich will von dort aus nach dem Süden von Irland, wenn Sie mir aber

einen kürzeren Weg angeben können, um dahin zu gelangen, werden Sie mich verpflichten.“ —

Mistreß Damby, ohne die Antwort zu beachten, befahl Jack, der sich mit den Pferden beschäftigte und ungeduldig mit der Peitsche knallte, den Mantelsack des Gentleman auf den Wagen zu laden und, als dieser heftig Einwendungen machen wollte, erwiderte sie leise und im ruhigsten Ton, der aber etwas Bezwingendes hatte: „Sie werden doch nicht die Nacht auf dem freien Felde zubringen wollen? Weit und breit finden Sie keine Taverne und gegen den Meeresstrand hin, der einige Meilen hinter diesem Walde beginnt, nur Haide und Moor; jedenfalls für Jemand, der nicht gesehen sein will, eine gefährliche Gegend.“

„Und wohin wollen Sie mich bringen?“ fragte Richard rasch, den hinzutretenden Jack bemerkend.

„Nach dem Schlosse Wallamoor.“ —

Richard machte weiter keine Einwendungen und ließ es ruhig geschehen, daß der Bursche sein Pferd abzäumte und das Geschirr auf den Wagen lud; die sonderbare Verkettung von Umständen, der Gedanke, Aufschluß darüber zu erhalten, reizten ihn, das Abenteuer zu verfolgen.

Als sie im Wagen saßen, befahl Mistreß Damby dem Burschen schnell zu fahren; mit Sturmeseile rollte der Wagen dahin. Richard bat nach einiger Zeit

die Matrone um eine Erklärung ihres Benehmens. Etwas zuvorkommender wie früher, entgegnete sie: „Ich war in Castibar, wo ich Einkäufe und verschiedene Aufträge zu besorgen hatte. In der Wirthsstube zum „goldenen Reichsapfel" saßen königliche Landreiter, die sich laut davon unterhielten, daß sie Euch, Sir, verfolgen sollten. Sie hatten aber dem Branntwein so stark zugesprochen, daß ich wol merkte, sie würden erst in mehreren Stunden aufzubrechen im Stande sein. Auf dem Wege nach Hause fanden wir das todte Pferd und ich dachte mir gleich, Sie würden sich in der Nähe aufhalten." —

So einfach und natürlich Alles klang, so war Richard doch wenig mit dieser Erklärung zufrieden. Wenn er auch wußte, daß die Verfolgung ihre Richtigkeit hatte, so sagte er sich doch, daß Mistreß Damby ihm nicht die ganze Wahrheit enthüllt habe, daß ihr Interesse für ihn aus einer andern Quelle entspringe. Eine neue Frage deshalb blieb unbeantwortet, und in seinem steigenden Mißmuth bemerkte er kaum, daß sich die Gegend inzwischen verändert hatte. Zu beiden Seiten des Weges tauchten einzelne Häuser auf, niedrig von Lehm aufgebaut, Hütten mit niedrigen Thüren, und Fenstern, anstatt mit Glasscheiben mit Papier verklebt, jedem Wind und Wetter preisgegeben — Alles

unbeschreiblich elend. Hie und da standen Baumgruppen, vereinzelt, spärlich und verkümmert. Weiterhin wurde die Gegend etwas belebter und plötzlich zeigte sich ein Bild, das Richard nicht erwartete. Der atlantische Ozean lag vor ihm, still und ruhig, und oben am Strande, der sich hier steil und senkrecht zu einer Felsenkette erhob, lag ein großes alterthümliches Gebäude mit Zinnen und Thürmen, das Schloß Wallamoor. Im vollen Lauf kamen sie in demselben an. —

Mistreß Damby befahl einem herbeieilenden Diener vorzuleuchten, ertheilte an Jack noch einige Verhaltungsbefehle, die Wohnung ihres Gastes betreffend, und führte Richard durch mehrere Gänge und Treppen in ihre eigenen Zimmer. Der kleine Saal, in den sie eintraten, war nicht reich, doch geschmackvoll ausgestattet. Die Meubles, obgleich von etwas veralteter Form, waren gut erhalten und von einer Reinlichkeit, die wohlthuend wirkte. An den hohen Fenstern rankten sich Blumen und Schlinggewächse empor. Was aber der Behaglichkeit, die man in diesem Zimmer fühlte, noch hätte fehlen können, ersetzte im reichsten Maße eine weibliche Gestalt, die sich beim Eintritt der Mistreß sogleich erhob, freudig auf sie zueilte, bei dem unerwarteten Anblick eines Fremden jedoch schüchtern zurücktrat. —

Es war ein Mädchen von vollendeter Gestalt und Bildung. Eine Fülle von hellblonden Locken fiel auf Nacken und Schulter, das Antlitz war der reinste Spiegel der Schönheit, mild und sanft wie der Begriff der Verklärung. Das tiefblaue Auge, jetzt von langen Wimpern verhüllt, verrieth eine Seele, die keine rauhe Seite menschlicher Eigenschaften zu kennen schien. —

Ueberrascht betrachtete Richard die bezaubernde Erscheinung, er konnte sich von ihrem Anblick nicht losreißen und als sie ihm Mistreß Damby als ihre Enkelin, Siona, vorstellte, erschien ihm die Matrone auf einmal so liebenswürdig, daß er nicht Worte genug finden konnte, ihr seine Verehrung und Dankbarkeit auszudrücken. Die Matrone, nur mit ihrer Enkelin beschäftigt, überhörte seine extasischen Versicherungen.

„Ich bin wol lange ausgeblieben?" fragte sie.

„Für meine Sehnsucht ja, Mütterchen," entgegnete Siona, mit einem flüchtigen Blicke den Fremdling streifend, und ihr erröthendes Gesicht an dem Busen der Mistreß verbergend.

„Und wo ist die Lady?" forschte diese weiter, während eine Magd den Tisch deckte und Anstalten zu einem Abendessen traf.

„Arabella, Großmutter?"

„Ja, mein Kind."

„Sie ist Nachmittag ausgeritten und vor einer Stunde ließ sie sich durch Tom auf die See hinausfahren; ich wollte nicht mit, da ich Dich erwartete.“

Mistreß Damby küßte sie auf die Stirn und nöthigte ihren Gast zum Sitzen. Sie schien im Kreise ihrer Häuslichkeit völlig verändert, wenigstens glaubte es Richard zu bemerken, der das Mißgeschick zu segnen anfing, das ihn hierher geführt hatte. In der That war die alte Frau viel redseliger und freundlicher, als während der Fahrt; sie wußte tausend Dinge zu erzählen, die an sich unbedeutend, dadurch Werth erhielten, daß aus ihnen eine große Menschenkenntniß und hauptsächlich eine aufopfernde Liebe zu ihrer Enkelin sprach; eine vollkommene Harmonie herrschte zwischen dieser und ihr.

Richard, der früh das Haus seiner Eltern verlassen und nach ihrem Tode Italien und Deutschland bereist hatte, kannte das Glück der Häuslichkeit nicht; er stand allein in der Welt, ohne Freunde, ohne zärtlichen Anhang. Schwankend in Allem, war er es auch in der Wahl seines Umgangs und die Flüchtigkeit seines Wesens, zu der sich noch ein Grad von Mißtrauen gesellte, zerstörte von vornherein jedes engere Band. Er machte sorgfältige Pläne zu einer nützlichen und geregelten Lebensweise, verwarf sie aber, sobald sich der

Ausführung unerwartete Hindernisse in den Weg stellten; der Zufall bestimmte seine Handlungen. Sein bedeutendes Vermögen hatte ihn vor Entbehrungen geschützt, deren fühlbarer Druck ihn vielleicht zu Vergehungen verleitet haben würde, welche die Welt verurtheilt; er war zum Guten gleich fähig wie zum Bösen.

In diesem traulichen stillen Kreise fühlte er sich seit langer Zeit zum ersten Male gehobener, wahrhaft zufrieden und glücklich. —

Die Tafel nahte sich ihrem Ende, als die Thür geöffnet wurde und eine Dame von hoher schlanker Gestalt ins Zimmer trat. Sie war in schwarze Seide gekleidet, und nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend, aber die scharf ausgeprägten, geistig belebten Züge, die durchsichtige blendend weiße Gesichtsfarbe, das sprühende dunkle Auge und das noch dunklere Haar machten sie zu einer Erscheinung, die keine Nebenbuhlerin zu fürchten hatte, die jedem Salon zur Zierde gereichen würde. Mit Verwunderung, doch ohne Verlegenheit betrachtete sie Richard, der sich von seinem Stuhle erhob und achtungsvoll verbeugte. Einen fragenden Blick, den sie auf Siona und Mistreß Damby richtete, beantwortete er selbst, indem er sich ihr unter seinem Namen vorstellte. Dadurch aufmerksam gemacht, nannte ihm die Matrone die Gräfin Arabella von Wallamoor. —

Nachdem die erste Befangenheit, die sich an eine neue Bekanntschaft knüpft, vorüber war, nahm Arabella an der Unterhaltung ungezwungenen Antheil. Siona wagte nur hie und da eine schüchterne Bemerkung und auch Richard wurde bald still und schweigsam; das Bild ihm gegenüber fesselte ihn so sehr, daß er sich selbst vergaß und in Träumereien versank. —

Es war in der That ein reizender Anblick! Arabella, an der Seite Siona's sitzend, hielt diese mit schwesterlicher Vertraulichkeit umschlungen; verschieden in allem, in Kleidung, Gestalt und Formen, waren sie doch wieder eng vereinigt durch das verwandtschaftliche Band einer seltenen Schönheit. Glich Arabella einer von den Frauen, die man sich nicht ohne eine prächtige Umgebung denken kann; vielleicht einer Purpurrose, die, nicht in jedem Garten heimisch, durch ihre glühende Farbe alle andern Blumen überstrahlt, und Staunen und Bewunderung erregt; so glich Siona dagegen einem Muttergottesbilde, das, umrankt und geschmückt mit einer Fülle herrlicher Blumen, durch den frommen milden Ausdruck seiner Züge sogleich die erste Aufmerksamkeit auf sich lenkt und sie bleibend fesselt. —

Es war ziemlich spät geworden, als sich Richard den Frauen empfahl und in sein Zimmer begab. Er konnte lange nicht einschlafen; bald umgaukelten ihn

die lieblichen Mädchengestalten, bald quälte er sich mit Vermuthungen über das Benehmen der Mistreß Damby ab. Während des Abendessens hatte sie kein Wort von seinen Verhältnissen fallen lassen, die sie doch genau zu kennen schien; und daß sein Aufenthalt auf dem Schlosse von keiner langen Dauer sein könne, verschwieg er sich ebenfalls nicht, zitterte aber davor, da sich in seine Gedanken das Bild Siona's mischte. Mit einem leisen Gruß an sie, schlief er endlich ein. —

Am andern Morgen machte er der Lady seine Aufwartung. Sie empfing ihn, grade in einem Gespräch mit Mistreß Damby begriffen, in einem mit ausgesuchter Eleganz ausgestatteten Zimmer. Sogleich rief sie ihm zu: „Gut, daß Sie kommen, Sir, wir sprechen von Ihnen!"—

„Und darf ich fragen, was, Lady?"

„Sie haben sich eines großen Vergehens schuldig gemacht; es wird Mühe kosten, es auszugleichen."

„Lady, meine Absicht war, mich nach der Clew Bay zu begeben, wo mich das Schiff eines Freundes erwartet, das mich nach Frankreich bringen soll."

„Sie sind an der Clew Bay."

„Ich bin es?"

„Ja, jedoch die Regierung sandte mir vor einigen Tagen den Befehl, jede Landung zu verhüten; sie muß von Ihrem Vorhaben Kenntniß haben."

„Also bin ich hier ein Gefangener?" Richard, mit einem Blicke auf Mistreß Damby, trat zurück.

„Wenn Sie sich als solchen betrachten wollen, allerdings, entgegnete lächelnd die Lady, doch Sie sind ein Mann, das Schloß ist nur von Frauen und meinen Leuten bewohnt, und daß Sie sich mit diesen herumschlagen sollen, kann ich von einem Gentleman nicht fordern." —

Es lag in den Worten eine kleine Bosheit, die Richard sogleich herausfühlte; er entgegnete etwas gereizt: „Meine That ist eine beklagenswerthe; da ich nicht verlangen kann, daß sie von Ihnen, Lady, entschuldigt werde, nimmt es mich nur Wunder, wie Mistreß Damby es auf sich nehmen konnte, mich in Ihr Haus einzuführen." —

Etwas ernster erwiderte die Lady: „Dieses Schloß besitzt ein altes Asylrecht, und nach der Schlacht bei Azincourt ertheilte König Heinrich V. der Familie Wallamoor für ewige Zeiten die Berechtigung, bei jedem neuen Regierungswechsel am Throne ein Gesuch niederlegen zu dürfen, das ihr nicht verweigert werden darf; Mistreß Damby weiß das und wol nur aus diesem Grunde und im Vertrauen auf mein mildes Herz verschaffte sie mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft."

Richard küßte ihr beschämt die Hand und wandte

sich zu der Mistreß, die ihn mit ihren kleinen grauen Augen starr betrachtete, als wollte sie in das Innerste seines Herzens dringen, mit der Frage: „Welcher Ursache verdank' ich es, Madam, daß Sie mir Ihre Theilnahme schenken?"

Die Matrone, dicht in einen Shawl gehüllt und in einer Sophaecke sitzend, entgegnete in ihrer gewöhnlichen herben Weise: „Sie haben kein Vergehen begangen, sondern ein Verbrechen; ich kann darüber nicht so nachsichtig urtheilen, wie die Lady. Wie war doch der Vorfall?"

„Wie war er?" rief Richard grollend aus — „Sie wissen so viel, daß ich wol nicht nöthig habe, Ihnen mehr zu sagen."

„Nein!" erwiderte die Matrone aufstehend, im strengen Ton und ihm näher tretend, „denn der Dr. Clarington in Dublin, der an seinen Wunden schwer darniederliegt, ist mein Bruder."

Erschrocken blickte Richard auf und ein schreckliches Licht begann in ihm aufzudämmern. „Wie, wenn die Handlungsweise der alten Frau nur ein Fallstrick, um dich desto gewisser zu verderben, wenn alles Maske wäre?" Diese Gedanken stiegen blitzschnell in ihm auf. Auffahrend, eine stolze Antwort auf den Lippen, wandte er sich um, doch Mistreß Damby hatte bereits das

Zimmer verlassen und sein Auge begegnete nur den Arabella's.

„Lady, rief er stürmisch, ich bin kein Verbrecher! Mein heißes Blut trägt die Schuld, wenn ich zum Mörder wurde!"

„Warum entziehen Sie sich bei dieser Ueberzeugung den Händen der Justiz?" entgegnete die Lady, ohne das Auge von ihm abzuwenden.

„Weil ich mich nicht langsam hinmartern lassen will durch Verhöre, Verhandlungen und jahrelanges Gefängniß, weil ich nicht Willens bin, meine Jugend in Ketten zu vertrauern."

„Also diese verdienen Sie doch?"

„Ich weiß es nicht, Lady! Dr. Clarington hat mich beleidigt, er hat meine Ehre angegriffen, als ich mich den Wählern von Charlestown vorstellte; ich konnte nicht anders handeln, nachdem er mir jede Genugthuung verweigert hatte."

„Ihm aber wie ein Strauchdieb aufzupassen, wie ein Highwayman, verkappt bis an die Zähne, schwarz maskirt, ihn so zu überfallen — ich weiß nicht, ob das zu Ihrer Rechtfertigung beitragen kann."

„Er reiste in Begleitung, ich war allein, erwiderte Richard aufgeregter, ich wollte ihn aus der Mitte herausnehmen und zum Duell zwingen; als ich mich

ihm näherte, fiel mir unglücklicher Weise die Maske vom Gesicht, er erkannte mich und rief mir höhnend zu: „Sind Sie ein zweiter Rob Robin geworden, Sir Richard Rudy?" Der Hohn in seiner Stimme, der Name des berüchtigten Freibeuters reizten meine Wuth, ich riß ein Pistol aus dem Gurt und schoß ihn nieder.

„Und weiter?"

„Ich trieb mich eine Zeitlang in der Provinz Connaught herum, besuchte einige Freunde, wollte durch diese mein Vermögen aus der Dubliner Bank erheben lassen und, wie gesagt, mich zu Schiff nach Frankreich begeben. Von königlichen Landreitern verfolgt, suchte ich den Weg nach der Clew Bay zu gewinnen, das Uebrige wissen Sie!"

Richard, endend, heftete einen halb fragenden, halb bittenden Blick auf Arabella, die mit einer Blumenvase tändelnd, erst nach einer längeren Pause entgegnete: „Auf Ihrem Vergehen steht der Tod durch den Strang."

Richard erbebend, senkte den Blick zu Boden. Es war ihm schmerzlich, bei der Lady so wenig Theilnahme zu finden; er bereute immer lebhafter den Augenblick, da er sich durch Mistreß Damby bestimmen ließ, ihr zu folgen, doch der Gedanke an Siona stimmte ihn wieder heiterer und mit mehr Ruhe wandte er sich an

Arabella: „Sie haben mir ein Asyl gewährt, Lady, wofür ich Ihnen innig danke, aber fern sei es mir, Ihnen durch meine längere Anwesenheit Unannehmlichkeiten zu bereiten, die unvermeidlich sind; ich verlasse dieses Schloß.“ —

„Um ins Gefängniß zu wandern, dem Tode sicher entgegen zu gehen — fiel Arabella ein, nein, nein, das darf ich schon der Mistreß Damby zu Liebe nicht thun.“

„Können Sie mir vielleicht sagen, wodurch ich das Interesse dieser Frau erregt habe? Unmöglich kann ich glauben, daß ihre freundliche Rücksicht nur eine Maske sei, um mich desto sicherer zu verderben.“

„Ich habe keinen Grund, Sir, das Letztere anzunehmen, wenn ich auch unbeachtet lassen will, daß es nur mir zusteht, Sie der gerichtlichen Behörde auszuliefern oder nicht. Mistreß Damby ist seit vielen Jahren Verwalterin dieses Schlosses, sie war es schon lange vor dem Tode meines Gemahls, und muß —“

„Ihres Gemahls?“ unterbrach sie Richard.

„Ganz recht; ich bin nach einer kurzen Ehe seit zwei Jahren Wittwe.“

„Also, Mistreß Damby?“— lenkte der Sir wieder ein, da es ihm schien, als wolle die Lady weitere Erörterungen vermeiden.

„Muß, fuhr diese auch sogleich fort, Ihr Haus von früherher kennen, da sie mir erzählte, sie habe an dem Geschirr Ihres todten Pferdes das Wappen Ihrer Familie erkannt.“

Richard konnte sich jetzt das Benehmen der Matrone damals im Walde erklären, deshalb immer nicht den Grund ihrer Theilnahme für ihn. Einige wiederholte Anfragen in dieser Beziehung beantwortete Arabella verneinend. Als er, im Begriff sich zu entfernen, ihr nochmals seinen lebhaftesten Dank aussprach, entgegnete sie: „Ich habe noch nichts gethan, wofür ich Ihren Dank verdiente; die Gastfreundschaft ist Pflicht und Vergnügen. Sie werden sich an ein einsames Leben gewöhnen müssen. Ist es Ihnen Recht, so reiten wir zusammen aus, arrangiren eine kleine Wasserparthie, oder etwas Aehnliches.“

„Nimmt Siona daran Theil?“ fragte er lebhaft.

Mit einem leisen Schrei der Ueberraschung entzog sie ihm die dargebotene Hand, während ein eigenthümliches Lächeln um ihre Lippen spielte.

„Hat meine Freundin so schnell Ihr höchstes Interesse erregt?“ fragte sie in anscheinend gleichgültigem Ton, der indeß einem scharfen Beobachter ein leises Vibriren verrathen hätte.

Flüchtig erröthend erwiderte Richard ausweichend

und sich verabschiedend: „Lady, ich habe keinen höheren Wunsch als den, immer in Ihrer Nähe zu sein.“

Arabella verfolgte ihn mit ihren Blicken bis er aus der Thüre verschwand, worauf sie unruhig bald im Zimmer auf und nieder ging, bald stehen blieb, oder sich in einen Sessel warf. Ein Gedanke folterte sie, der aus einem Fehler entsprang, der sie in diesem Augenblicke vollständig bemeisterte. Arabella hatte neben vielen vortrefflichen Eigenschaften die schlimme mit fast allen Frauen gemein, daß sie keine Nebenbuhlerin vertragen konnte, allein gehuldigt sein wollte, ohne deshalb am öftersten mehr zu fühlen, als die Befriedigung ihrer Eitelkeit. Dieser Fehler, der bei der übrigen Leidenschaftlichkeit ihres Charakters gleichfalls sehr stark ausgeprägt war, wurde für sie eine Quelle von Unruhe und Unzufriedenheit, die sie selten verließen. —

Aus unerklärlichem Widerspruch, der jedoch bei weiblichen Naturen sehr häufig anzutreffen ist, liebte sie es dann wieder, sich zu eigener Selbstqual an eine Freundin anzuschließen, die ihr gefährlich sein konnte; vielleicht, um ihre Gewalt zu erproben und zu stärken, oder — durch Geist und Liebenswürdigkeit die Nebenbuhlerin in den Schatten zu stellen.

So war es in den aristokratischen Salons von Dublin und London, so auf ihren Reisen vor und während

ihrer Vermählung, die mehr aus Familienrücksichten, als aus großer Neigung geschlossen worden war. —

Nach dem Tode ihres Gemahls machte die Gräfin die unangenehme Entdeckung, daß sein hinterlassenes Vermögen keineswegs hinreiche, um das gewohnte Leben in den exklusiven Kreisen der Welthauptstadt fortsetzen zu können, sie beschloß deshalb aus ehrenhaftem Stolz sich auf ihre Güter in Irland zurückzuziehen. Schloß Wallamoor mit seiner einsamen Lage, am Strande des Meeres, fern von dem Geräusche der Welt, übte im Anfang einen wohlthätigen Einfluß auf ihren unruhigen Geist, doch nach und nach erlahmte sie unter der Einförmigkeit der Tage und die Sehnsucht fing an, sie mit verlockenden Bildern zu umgaukeln. Ihr Herz, das mit ganzer Seele an Siona hing, war dennoch nie ganz befriedigt und der vertraute Umgang mit Mistreß Damby, deren große Herrschaft auf dem Schlosse, die ihr von dem verstorbenen Lord eingeräumt worden war, sie noch vergrößerte, entsprang mehr aus vornehmer Gleichgültigkeit gegen materielle Interessen, als aus unbedingtem Vertrauen und aufrichtiger Hingebung.

Das plötzliche Erscheinen Richard's warf einen Funken von gefährlicher Tragweite in ihre Träume. Er war ein Mann von vollendeter Gestalt und Bildung und — ein Flüchtling! Das weibliche Herz sieht in

einem solchen, der noch dazu von dem äußern Stempel aller Vorzüge unterstützt wird, fast immer nur einen Unglücklichen, der ein Recht auf Theilnahme hat. Die Motive der Flucht, die That selbst bleiben gleichgültig, nur die sich daran knüpfende Gefahr verringert oder erhöht das Interesse, und der innere Mensch kommt selten oder nie in Frage. —

Sein Benehmen am gestrigen Abende, an dem er kein Auge von Siona wandte, hatte sie gereizt, durch die Unterhaltung am folgenden Tage vergrößerte sich ihre Empfindlichkeit. Sie verhehlte sich nicht, daß Siona einen lebhaften Eindruck auf Richard gemacht habe und diese Erkenntniß stachelte sie zu einem Widerstande auf, der für sie zur Folter, für einen Theil verderblich werden mußte. Sie vermied mit Mistreß Damby zusammenzutreffen und nur dann suchte sie sie auf, wenn sie wußte, daß sie Richard, den sie alsdann mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln des Geistes und der Schönheit herausforderte, bei ihr finden würde. Die Herzlichkeit für Siona wich nach und nach einer kalten Höflichkeit und binnen vierzehn Tagen war die Eintracht eines glücklichen Familienlebens zerstört. —

Mistreß Damby bemerkte die Veränderung an der Lady zuerst und machte ihr darüber einige leise Vorwürfe. Mit Bitterkeit entgegnete Arabella: „Ich muß

Ihnen nochmals danken, Madam, für das Vergnügen, das Sie mir durch die Ankunft Sir Richard's bereitet haben. Ich bin seinetwegen mit der Regierung in einen Rechtsstreit verwickelt, tagtäglich kommen und gehen Boten von und nach Dublin, Verdrießlichkeiten aller Art stehen mir bevor, ohne daß sich der junge Herr im geringsten darum bekümmerte. Handelte es sich nicht um das Asylrecht dieses Schlosses, das man antasten will, wahrhaftig, Madam, ich würde Sie bitten, mich je eher je lieber von dem lästigen Besuche zu befreien.“ —

Mistreß Damby war eine zu kluge Frau, als daß sie nicht längst die finstere Quelle ihres Unmuths entdeckt hätte. Die Vorwürfe der Lady waren gesucht und ungerecht, denn nur zwei Mal war von der Regierung eine Anfrage in Betreff Sir Richard's aufs Schloß gelangt, und sie kannte die Gefahr Englands und Irlands zu genau, als daß sie nicht hätte wissen sollen, daß an ihnen kein Buchstabe verletzt werden dürfe. Dennoch war sie überrascht, als die Lady fortfuhr: „Der junge Herr scheint die Gefahr, der er durchaus noch nicht entgangen ist, ganz und gar vergessen zu haben, er verfolgt Siona wie ihr Schatten, er hat nur Aug' und Ohr für sie — er liebt!“

„Liebt?“ wiederholte die Matrone aufhorchend und gespannter.

„Ja, Madam, und auch Siona läßt sich von seinem gefälligen Aeußern und seinen Schmeichelreden bethören, sie flüstern miteinander, halten heimliche Zusammenkünfte, verrathen ihr Einverständniß jeden Augenblick. Ich sage Ihnen das, weil Sie eine alte schwache Frau sind, von der das Pärchen recht gut weiß, daß Sie Ihr Augenlicht fast verloren haben und deren Nähe man nicht zu fürchten hat.

Die Matrone war von dem Unerwarteten so betroffen, daß sie lange Zeit nicht antworten konnte. Hatte sie auch an die Möglichkeit einer Liebe zwischen Richard und ihrer Tochter gedacht, so beruhigte sie doch der Gedanke, daß Siona vor ihr kein Geheimniß haben würde, daß sie ihr bis jetzt nicht den geringsten Umstand verschwiegen hatte. Die gute Matrone vergaß so ganz die Vergangenheit, die Zeit ihrer Liebe! Keimt diese nicht leise, unbewußt, unklar empor, namentlich in schüchterm Gemüthe wie das Siona's? Lernen sie nicht an Liebe dann erst glauben, wenn die Flammen mächtiger aufzucken, wenn das verzehrende Feuer der Leidenschaft um ihr Herz lodert? Die erste Liebe kennt nur Glück und schützt sich, ahnt es Verderben, an der Brust des Geliebten; die Ver-

nunft ist der Schutz der Erfahrung und der reifern Jahre. Die erste Liebe hat keine Vertraute, die Oeffentlichkeit ist eine Entheiligung ihrer Gefühle; Blumen und die Einsamkeit sind ihre Lieblinge...

Arabella, ohne die Erregung der Matrone weiter zu beachten, fuhr fort: „Weshalb, Madam, nehmen Sie ein großes Interesse an Sir Richard? Ich kann doch nicht glauben, daß das bloße Mitleid Sie zu dieser Handlungsweise bestimmt?"

Mistreß Damby schwieg und schien die Frage überhört zu haben; die Lady mußte sie wiederholen, worauf jene entgegnete: „Die Familie der Barone Rudy ist mir von London aus bekannt."

„Nun, Madam?"

„Die Mutter Sir Richard's nahm mich, das einzige Kind eines in Armuth verstorbenen Advokaten, mit dem ihr Gemahl in Geschäftsverbindungen gestanden hatte, als Gesellschafterin in ihr Haus."

Die Erinnerung an die Vergangenheit mußte für sie peinlich sein, denn sie schwieg abermals und fuhr erst auf die wiederholte Aufforderung Arabella's fort: „Lady, ich war jung, unerfahren und, man sagte, schön. Sir Lionel Rudy, der Vater Richard's erklärte mir seine Liebe und ich war schwach genug, sie zu erwiedern. Seine Gemahlin war sanft und mild, immer gütig gegen mich,

dennoch glaubte ich nur den Worten des Geliebten, der mir hundert Mal die Versicherung gab, daß er unglücklich sei, daß ihn die Last einer verhaßten Ehe erdrücke. Lionel hatte nur ein Spiel mit mir getrieben, wie mit vielen Andern. Der Verlauf meiner Geschichte ist der gewöhnliche; endlich wurden mir die Augen, ehe es ganz zu spät war, geöffnet. Mit gebrochenem Herzen warf ich mich der Lady zu Füßen und flehte um Vergebung. Kein Wort des Vorwurfs entfloh ihrem Munde. Sie empfahl mich dem Vater ihres späteren Gemahls, Lady, als Verwalterin und so kam ich nach Schloß Wallamoor, wo ich, wie Sie wissen, die Bekanntschaft des Master Damby machte, den ich später heirathete. Wenn ich mich des Sir Richard annehme, so bezahle ich nur einen kleinen Theil meiner Schuld gegen seine Mutter."

Die Worte der Matrone blieben nicht ohne Eindruck auf Arabella; mit der alten Herzlichkeit drückte sie ihr die Hand, zog sie neben sich auf das Sopha und sagte leise: „Warum mußte er kommen und unser schönes Einverständniß zerstören!"

„Sie lieben ihn?" fragte Mistreß Damby forschend und gedankenvoll.

„Ich weiß es nicht, entgegnete die Lady zögernd, oft vermiss' ich ihn, oft nicht. Zuweilen ist es mir, als

sollte ich die ganze Welt durchfliegen, um etwas Unerklärbares, Unnennbares aufzusuchen, eine Unruhe ergreift mich, die mich aus einem Zimmer in das andere treibt, von da hinaus in Feld und Flur, eine Beklemmung lastet auf meinem Herzen, die ich vergebens abzuschütteln suche; ich besteige ein Pferd und jage hinaus in den Wald, aber nicht Wind und Wetter, nicht lachendes Grün und Sonnenschein beruhigen den Sturm in meinem Innern. Ich besteige ein Boot und fahre hinaus auf das wilde Meer, fahre mitten durch die Brandung, da wo sich die Wellen an den Klippen brechen, aber nicht Wogen und Schaum, nicht die gewaltige Sprache der grollenden See kühlen und besänftigen die Gluth meiner Wangen. Ich komme zurück, da sah' ich ihn, mein Blut stockt.. einen Sekundenschlag und — mächtiger schlagen die Pulse, wilder rollt das Blut, heißer brennt es in den Adern. Er geht, geht, ohne mehr als den gewöhnlichen Gruß an mich zu richten — und ich lerne ihn hassen. Ich möchte ihm nacheilen, die Hand auf seine Schulter legen und Aug' in Aug' ihn vor mir zusammenbrechen sehen; ich glaube, der Haß hat sich bei mir mit der Liebe eingestellt und beide sind gleich stark.

„Der Haß gilt Siona." Die Matrone sprach die Worte kalt, ohne Nachdruck; die Lady fühlte recht

gut die Wahrheit und den Vorwurf derselben. Sie sprang auf, ging einige Mal durchs Zimmer und blieb wieder vor Mistreß Damby stehen: „Wir haben glückliche Stunden miteinander verlebt, sie haben ein Ende genommen, oder werden es. Sie waren mir eine mütterliche Freundin, Siona eine Schwester und so stark ist die Liebe zu mir, ich weiß es, daß ich auch jetzt darauf rechnen kann, in dem Augenblicke, da ich sie aufgeben muß.“

„Aufgeben muß, Lady!“

„Ja, Madam; zwischen uns ist das Band der Eintracht für immer zerrissen. Was hülfe es uns, wollten wir uns länger über die Verhältnisse täuschen.“

Mistreß Damby stand auf, ergriff Arabella's Hand und sprach mit zitternder Stimme: „Ich bin eine alte Frau, Lady, die den größten Theil ihrer Jahre hinter sich hat und muß die Hoffnung aufgeben, den Rest friedlich zu verleben. Ich habe Ihnen sehr viel zu danken, meine Tochter jedoch steht mir näher; nicht wahr, Sie zürnen mir deshalb nicht? Auch Sie liebte ich wie mein Kind, aber ich habe kein Recht sie zurückzuhalten, wenn Sie sich von einem mütterlichen Herzen losreißen wollen.“

Arabella von den einfachen Worten ergriffen, drückte ihr leise die Hand, erwiderte aber nichts und sie, die

langsam zur Thür hinausging, eilte an ihr vorbei in den Schloßgarten. Sie durchschritt hastig einige Gänge und setzte sich auf eine von Fliedergebüsch und hohen Bäumen umschattete Bank, die den freien Anblick auf den Ozean gewährte.

Es war gegen Abend, die Sonne fast im Verscheiden. Eine tiefe Ruhe lag über Land und Meer, selbst der Gesang der Vögel war verstummt, und nur am Fuße des Felsens, auf dem das alte graue Schloß stand, kräuselten sich kleine Wellen, um murmelnd in den großen Schooß des Wassers zurückzufahren. Die hohen Bäume senkten ihre Zweige und standen lautlos, als lauschten sie hinüber auf die unendliche See, die erröthend in den letzten Strahlen der Sonne, leise ihren Spiegel erhob und einen letzten Lufthauch zurücksandte, der von Blüthen und Laub rauschend empfangen wurde.

Auf Arabella machte die tiefe feierliche Stille keinen Eindruck; zu sehr mit eigenen Gedanken beschäftigt, hatte sie kein Verständniß für die lautlose und doch so beredte Sprache der Natur.

Das Haupt in die Hand gestützt, mit Bildern der Vergangenheit und Gegenwart beschäftigt, machte sie die erschreckende Entdeckung, daß sie keine Beleidigung, keine Verletzung ihres Herzens verzeihen könne,

daß sie Richard liebe und jeden Widerstand, der sich zwischen sie und ihn stellen würde, mit dem äußersten Mittel zu bekämpfen im Stande sei. Ihre Einbildung führte sie noch weiter und flüsterte ihr ins Ohr, daß ein so weiches mildes Wesen wie Siona, einem Manne wie Richard, der schwankend in allen Entschlüssen, heute mit starker Hast das ergriff, was er morgen gleichgültig fallen ließ, auf die Dauer nicht genügen könne, daß ein größeres Entgegenkommen ihrerseits ihn bald umstimmen müßte. Zu all' diesen Gedanken traten noch die verführerischen Bilder einer beglückten Liebe. Sie sah sich im Arme des Geliebten, sein Kuß brannte auf ihren Lippen . . sie sprang auf und verbarg ihr glühendes Gesicht in den Händen.... Ein Geräusch schreckte sie empor.. Sie lauschte gespannt und immer gespannter.. sie hörte flüsternde Stimmen. Rasch und leise bog sie die Zweige auseinander... mit einem unterdrückten Schrei zog sie sich zurück... In dem Dunkel einer Laube, nur einige Schritte von ihr entfernt, saßen Richard und Siona, Arm in Arm im leisen Gespräch..

Gefoltert von Eifersucht und Leidenschaft blickte sie wieder und wieder hin, immer tiefer drang das Gift der Verzweiflung in ihre Adern, der letzte Funke von Liebe zu Siona entfloh aus ihrer Brust und langsam stieg der Haß in ihr empor, der Haß einer glühenden Seele....

Noch zitternd vor Erregung eilte sie in ihr Zimmer zurück und befahl einem Diener Sir Richard zu ihr zu bitten. Eine Stunde verging, ehe er kam. Mit kalter mühsam erzwungener Höflichkeit ging sie ihm entgegen. „Sir, sprach sie, es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß ich Ihnen keinen längern Schutz gewähren kann.“

„Gräfin?!“

„Ich kann es nicht mehr.“

„Und warum?“

„Die Regierung hat mir diesen Wunsch zu erkennen gegeben.“

„Und aus diesem Grunde? Gräfin, Sie haben ein zu edles Herz, als daß Sie darauf das geringste Gewicht legen sollten. Ich habe einen Mord begangen, der von den Richtern verdammt werden muß, das ist wahr, aber die Meinung der Welt wird mich entschuldigen. Sir Clarington hat mir öffentlich meine Jugend, meine Unwissenheit, mein wüstes Treiben, wie er sich ausdrückte, vorgeworfen, als ich mich in das Parlament wählen lassen wollte. Er ist todt oder vielleicht genesen, ich mache mir diese Handlung nicht zum Vorwurf, nachdem er mir jede andere Genugthuung verweigert hatte. Lady, ich habe Sie immer großmüthig schildern hören, Sie selbst so gefunden und rechnete auf

etwas anderes, als meine Verbannung aus Ihrer Nähe, was eben so viel heißen würde, als dem Tode entgegen gehen. Königin Victoria hat den Thron bestiegen, Sie können an diese fürstliche Frau ein Gesuch richten, das Ihnen nicht abgeschlagen werden darf; vergeben Sie, wenn ich mir einen Augenblick schmeichelte, Sie würden ein solches zu meinen Gunsten einreichen."

„Sie rechnen, Sir, auf meine Großmuth zu sehr und verdienen Sie doch nicht."

„Wie das, Gräfin? Hat mein Betragen diesen Vorwurf wirklich verdient?"

„Ja!" fuhr die Gräfin rasch heraus.

„Und darf ich wissen, wodurch?"

Nicht mehr Herrin ihrer Gefühle, mit aus Leidenschaft heftig zitternder Stimme entgegnete die Lady: „Sie haben die Rechte der Gastfreundschaft gemißbraucht, haben den Frieden glücklicher Menschen gestört. Sie kamen hier an als ein Flüchtling, ein Geächteter und vergaßen denselben Tag noch den Dank für die Wohlthat, die man Ihnen durch Ihre Aufnahme erwies. Ohne Ihre gefährliche Lage zu bedenken, rauben Sie gewissenlos das letzte Herz einer Matrone, die nichts Anderes mehr auf der Welt hofft und erwartet. Siona —"

Bei diesem Namen stockte und kam sie zur Be-

sinnung; mit einem Schrei und das Antlitz verhüllend sank sie in einen Stuhl und ihre gepreßte Brust machte sich in einem Strom von Thränen Luft...

Sprachlos vor Erstaunen hatte ihr Richard zugehört, er stand rathlos und unschlüssig, was er thun und antworten sollte. Plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke.. er wollte ihn verbannen.. umsonst.. immer kehrte er zurück und immer deutlicher, bestimmter. „Siona!“ der Name machte ihn Alles klar und deutlich. Arabella liebte ihn, er konnte keinen Zweifel mehr darüber haben. Diese Gewißheit wurde ihm zur Folter. Er sah einen Abgrund zu seinen Füßen, den er nie geahnt hatte. Nachdem, was er von Arabella gehört und gesehen, mußte er sich gestehen, daß ihre Leidenschaft jedes andere Gefühl unterdrückt und vernichtet hatte. Er hatte keinen Beistand mehr von ihr zu erwarten und war verloren, wenn er das Verhältniß zu Siona nicht aufgäbe. Bei diesem Gedanken bebte er zurück, als ihn aber auf der andern Seite die Gefahr des Todes immer klarer vor den Augen schwebte, gewann die Lust nach Freiheit und zum Leben die Oberhand, und das Bild Siona's trat immer mehr in den Hintergrund... Unschlüssig blickte er auf Arabella und neue Gedanken stiegen in ihm auf. Ihre Gestalt war ihm nie verführerischer erschienen, als jetzt, wo

sie hingegeben dem Schmerze, jeden Zwang vergaß. Unwillkührlich stellte er Vergleichungen zwischen ihr und Siona an, und seine überwiegend sinnliche Natur neigte sich in diesem Augenblicke zum Vortheile Arabella's. Dort sollte er erst erringen und durch wie viele mißliche Umstände! was er hier nur zu fordern brauchte, um es gewährt zu sehen. Die gänzliche Umgestaltung seiner Verhältnisse durch sie, ersetzte in seiner Schale der Ueberlegung das fehlende Gewicht und jetzt ein Blick aus dem thänenumflorten Auge Arabella's rief noch sein Mitleid an ..... er sank vor ihr auf die Kniee, preßte ihre Hand an die Lippen und rief flehend: „Arabella!"

Sie zuckte zusammen, von ihren Lippen entfloh ein Lächeln, leise, schüchtern wie ein Sonnenblick aus Gewitterwolken, um sogleich wieder zu verschwinden. Als er aber kühner geworden, jetzt einen Kuß auf ihre Lippen drückte, drang die Seligkeit, die heiße Wonne eines ungekannten Glücks aus den Thränen-Schauern hervor und innig, hingebend, Alles vergessend, erwiederte sie seinen Kuß....

Mehrere Tage waren verflossen. Richard irrte umher, ohne Ruhe zu finden, nirgends konnte er sich von Angst und Befürchtung befreien; der innere Feind ließ sich nicht verscheuchen. Siona und Mistreß Damby

hatte er seit jener verhängnißvollen Begegnung mit Arabella vermieden, aber das Bild der ersteren stand nie lebhafter vor ihm, als eben jetzt, wo er sie für immer verlieren sollte. Dachte er an ihre vertrauensvolle Hingebung, an ihr edles weiches Herz, so zitterte er vor den Folgen des jähen Sturmes, der sie bedrohte; und dieser war unvermeidlich. Arabella, entschlossen zum Aeußersten und durch die Gewalt der Leidenschaft blind für alle Rücksicht, drang auf eine baldige Vermählung, und er, die Unmöglichkeit eines Widerstandes einsehend, hatte nachgegeben. Ein Gesuch um seine Begnadigung war an die Königin abgegangen und an dem Tage ihrer Begnadigung, die wie sie nicht zweifeln durfte, erfolgen würde, sollten sie verbunden werden. In ihrer Nähe, hingerissen von dem Reize der Verführungskunst, der Gluth ihrer Liebe, der Leidenschaft ihres Wesens, vergaß er wol die sanftere Siona, aber desto gewaltiger fiel in einsamen Stunden die Last seiner Schuld auf ihn. In einem solchen Augenblicke, nicht mehr im Stande den Drang seines Herzens zu bewältigen und da er wußte, daß Arabella sich nicht im Schlosse befand, eilte er zu Mistreß Damby, die ihn ohne Zeichen der Ueberraschung empfing. Auf seine hastige Frage nach Siona verfinsterten sich ihre Züge und sie erwiderte frostig: „Ich weiß

nicht, wie meine Tochter zu der Ehre kommt, Sir, daß Sie sich nach ihr erkundigen."

Richard fand keine Antwort und sah verlegen vor sich nieder. Auch diese Frau hatte er getäuscht und hintergangen, auch ihr das letzte Glück gestört! Dieser Gedanke machte ihn verstummen. Seine Lage war peinlich und obwol er daran dachte, der alten Frau seine Schuld reumüthig einzugestehen, ihren Rath sich zu erbitten, hielt falsche Scham ihn davon zurück. Die Matrone schien etwas der Art zu erwarten und fuhr erst nach einer Pause fort: „Sie sind mit Lady Arabella verlobt?"

Er antwortete mit einem leisen Ja.

„Dann, entgegnete die Matrone aufstehend, muß ich Sie bitten, zu gehen. Was können Sie noch von einer alten Frau verlangen? Mit mir und meiner Tochter ist's doch vorbei."

„Vorbei?"....

Ein leises Geräusch ließ sich aus dem anstoßenden Kabinet vernehmen. Erbleichend rief er: „Siona!" und wollte auf dieselbe zu; rasch trat ihm die Matrone entgegen und, die Hand gebietend ausgestreckt, hieß sie ihn, das Zimmer zu verlassen. Er zögerte und beschwor sie, ihn noch einmal zu Siona zu führen, ihm noch einmal ihren Anblick zu vergönnen. Die

Matrone verharrte in ihrer Stellung und antwortete mit gedämpfter Stimme: „Es wäre ein Verbrechen an meiner Tochter! Sie ist krank, vielleicht, daß sie durch Ihren Anblick gerettet würde, aber auch in diesem Falle würde ich nie die Einwilligung zu einer Verbindung geben, jetzt nicht, da ich weiß, daß sie doch nicht glücklich werden könnte und früher oder später an gebrochnem Herzen sterben müßte. Sie haben Siona nie geliebt, die Selbsterhaltung ist Ihre Ehre und Liebe."

„Nein, nein, Madam, Ihre Furcht ist Uebertreibung!"

Das Rasseln eines Wagens, der die Rückkehr Arabella's verkündete, ließ sich draußen vernehmen.

„Gehn Sie, fuhr die Matrone fort, gehn Sie, wohin Sie die Pflicht Ihres Wortes ruft, zwischen uns ist jedes Band gelöst."

Noch einmal wagte es Richard sie zu beschwören, er bat heiß und flehend, vergebens, die Matrone blieb unerschütterlich; verzweifelnd stürzte er fort.

Die Matrone sank erschöpft in die Kniee, faltete die Hände und sprach ein leises Gebet, dann trat sie in das Kabinet. Siona lag in Fieberphantasien und wilde Träume schienen sie zu beängstigen. Beim Eintritt der Mutter, die sich leise über sie beugte und mit zitternder Hand das herabgefallene Haar aus

ihrer Stirne strich, schien sie sich etwas zu beruhigen und eine schwache Röthe flog über ihr bleiches Gesicht. Nach einer Weile öffnete sie die Augen, heftete sie groß auf die Mutter, als müßte sie sich auf ihren Anblick besinnen, und da diese einen leisen Ausruf des Schmerzes nicht unterdrücken konnte, erwachte sie endlich aus ihrer Betäubung. Ein leises Lächeln spielte um ihre Lippen, das sogleich auf das Antlitz der Matrone überging, die mit brechendem Herzen die Besorgniß über das Leben ihres einzigen Kindes verbergen wollte; sie hatte oft am Lager von Kranken gesessen und häufig die Bemerkung gemacht, wie diese durch den trüben Blick ihrer Umgebung noch mehr beunruhigt würden. Obwol sie sich keinen Augenblick den gefährlichen Zustand Siona's verhehlte, der wie bei allen Menschen von tiefer Empfindung doppelt groß war, so hoffte sie doch wieder auf die Stärke und Kraft ihrer Jugend. Siona war aber mild, zart und weich, ein Wesen, das Thränen für Freude und Schmerz hatte, eine zeitige Frühlingsblume, die nur in fortwährendem Sonnenschein gedeihen kann, die des Winters Rückkehr entblättert. —

Das jugendliche Haupt an das greise der Mutter gelehnt, den Arm um ihren Nacken geschlungen, fragte sie schüchtern nach Richard.

„Er war hier," antwortete die Matrone und, von einer plötzlichen Idee ergriffen, fügte sie hinzu: „er fühlt das große Unrecht, das er an Dir und mir begangen und kam, meine Vergebung zu erbitten."

„Unrecht, Mutter?"

„Ja, mein Kind; Du weißt, mein Bruder, der Dr. Clarington wurde meuchlings überfallen und tödtlich verwundet. Er ist zwar gerettet, doch —"

„Nun, was hat Richard mit diesem Vorfall zu thun?"

„Ich habe Dir bis jetzt verschwiegen, daß er der Mörder ist."

„Mutter?" „O mein Gott!"

„Es ist so, mein Kind. Ich theile Dir das Alles mit, weil ich wünsche, daß Du Dich nach und nach an Entsagung gewöhnen möchtest. Sieh, eine Verbindung zwischen Euch ist unmöglich; die katholische Kirche, in der Du erzogen bist, würde sie nicht dulden.

Ihre Absicht, auf das fromme Gemüth der Tochter zu wirken, war gelungen, aber in anderer Weise, als es die gute Frau vermuthete; in dem Herzen Siona's hatte noch ein leiser Strahl von Hoffnung geschlummert, der ihr die Rückkehr und Vereinigung des Geliebten verhieß, durch die Mittheilung der Mutter war auch der letzte Schimmer geschwunden, der letzte Lebens-

faden gelockert; leer und öde wurde es in ihrem Innern und eine Kluft legte sich zwischen ihr Dasein, die nicht mehr auszufüllen war. Lange, lange starrte sie vor sich hin, dann erfaßte sie die Hand der Matrone und sprach mit leisem stockenden Ton: „Ich habe ihn unendlich, unsäglich geliebt, Mutter. Ich habe nicht gefragt, wer er war, woher er kam, als er bei uns eintrat, ich liebte ihn vom ersten Blick und werde ihm treu bleiben bis zum Tod. Ich habe ihm sehr viel zu danken. Als er das erste Mal zu mir in den Garten trat, verschönerten sich alle Blumen, als würden auch sie von dem Strahl seiner Augen getroffen; die Gräser und Bäume schienen zu lauschen, als er sprach, und die Vögel schmetterten munterer und fröhlicher dazwischen; der Himmel zeigte kein Wölkchen und Sonne und Sterne lachten herunter, als hätte sie Sturm oder Nebel nie getrübt; Alles gewann durch ihn höheres Leben und frischem Reiz; so wenigstens erschien es meinen Augen. Eine Ruhe und stille Seligkeit war über mich gekommen, die ich früher nie gekannt hatte. Auch dann, als ich hörte, daß er sich von mir abwandte, verlor die Natur nichts von ihrer lockenden Anmuth, freilich schritt ich öfter darüber hin mit trübem Auge, aber ein glücklicher Gedanke an ihn belebte wieder Alles um mich her. Er liebt mich nicht

mehr. Es ist traurig, das zu wissen, aber vielleicht verdiene ich auch nicht seine Liebe. Arabella ist schöner, verständiger, als ich; sie weiß zu fesseln, da ich nichts mehr zu geben habe, da ich am Rande bin mit meiner vollen Empfindung. Sie hat ein glühendes Herz, das keine Schranken kennt, und er verlangt ein solches; er hat es mir oft gesagt. Eines nur thut mir leid; Arabella kommt nicht mehr. Warum bleibt sie aus? Wir haben uns geliebt wie Schwestern, ich werde nie aufhören es zu sein. Weiß sie nicht, daß ich krank bin? O sag' es ihr Mutter, sie kommt gewiß! Ihr gutes Herz wird sich keine Stunde verleugnen und sie sagte mir einst, man könne Jemand öfter sehr wohlfeil eine Freude bereiten; sag' es ihr, daß sie kommt."

Die Mutter versprach es unter Thränen. Die Worte ihres Kindes schnitten ihr ins Herz, während gleichzeitig ein bitteres Gefühl sich ihrer bemeisterte und ein leiser Gedanke an Rache in ihr aufstieg. Ihre Ohnmacht, zu helfen, da sie ihr letztes Kleinod zu verlieren dachte, reizte sie zu einem verzweifelten Widerstande. Sie umfaßte ihre Tochter, die tiefer in die Kissen zurückgesunken war und immer bleicher wurde, und schrie entsetzt auf: „Stirb nicht mein Kind, sonst müssen sie auch Deine alte Mutter begraben!"

Siona versuchte zu lächeln und entgegnete, ihr

die Hand reichend: „Ich sterbe nicht, sei getrost, Mutter. Ich werde zu Gott bitten, daß er mich genesen läßt, da ich weiß, daß Du mich nicht überleben würdest. Wie vergelte ich Dir Deine Liebe! Durch Schmerz und Sorge! Aber wenn auch der Körper noch so stark ist, die Seele ist ihr ewiger Bekämpfer."

Der eintretende Arzt unterbrach sie, als sie weiter fortfahren wollte. Da er seinen Wohnort nicht im Schlosse, sondern in der benachbarten Stadt hatte, konnte er nicht so oft herüber kommen, als es wol der Zustand Siona's erforderte und die Mutter wünschen mochte. Die Aerzte im Allgemeinen sind selten gute Rathgeber bei außergewöhnlichen Seelenzuständen; sie betrachten all' derartige Symptome als Nervenanfälle, und so werden sie auch behandelt. Der Dr. Clifford machte hiervon eine Ausnahme; sorgfältig erkundigte er sich nach Allem und da er Siona schon von früher her kannte, so nahm er die Mutter in das nächste Zimmer und fragte sie rund heraus, ob vielleicht die Liebe ihre Tochter in diesen Zustand versetzt habe.

„Das Mädel ist gesund durch und durch, fügte er hinzu, nur ihr Herz ist krank und das bedenklich. Ist es nicht so?"

Als ihm die Matrone den ganzen Hergang berichtete, runzelte er die Stirn, schüttelte den Kopf und

murmelte vor sich hin: „Hm, hm! Die Sache ist ernster, als ich glaubte. Solche Wesen, aus Aether und Duft zusammengesetzt, sterben dem Arzt unter der Hand weg. Ich hatte schon einmal eine Kranke, die am gebrochenen Herzen sterben wollte, aber sie war doch noch etwas anders, als Siona; sie ist mit meiner Hülfe und der eines jüngeren Mannes glücklich wieder genesen; aber so etwas steht bei Ihrer Tochter nicht zu erwarten; die liebt nur einmal und einen Einzigen. Ich fürchte wirklich, Mistreß —"

„Um Gotteswillen, Herr Doktor!"

„Nun, nun, wir wollen noch nicht alle Hoffnung aufgeben. Hüten Sie vor allem, daß ihr Niemand Neuigkeiten über das Verhältniß des Sir Richard und der Lady Arabella zuträgt; vermeiden Sie es überhaupt, diese Namen zu nennen. Vielleicht, daß ihre starke Natur die Krankheit dies Mal überwindet."

Nachdem er ihr noch einige Verhaltungsbefehle gegeben, entfernte er sich mit dem Versprechen, öfter wiederzukommen. Er hielt sein Wort redlich, ohne daß sich jedoch der Zustand Siona's verbessern wollte. Tag und Nacht wachte die Mutter an ihrem Lager, sorgfältig vermied sie Alles, was den geringsten nachtheiligen Einfluß auf die Genesung haben könnte, ja, sie vernachlässigte sogar die Berufs-Geschäfte ihrer Stellung, um

nur fortwährend bei ihrem Kinde sein zu können, aber für all' diese Mühseligkeiten und Entbehrungen fand sie keinen Trost, keinen Ersatz; der Zustand Siona's wurde nicht besser, ihr Aussehen immer kränker und verfallener und zuletzt mußte sie aus den Mienen des Arztes lesen, daß er von Tag zu Tag weniger Hoffnung habe.

In dieser Sorge und Pein, nur immer mit den Gedanken an ihr Kind beschäftigt, wurde sie eines Morgens zu Arabella, die sie seit längerer Zeit nicht gesprochen hatte, gerufen. Ihre erste Frage galt Siona.

Sie war in diesem Augenblicke wirklich aufrichtig, die alte Frau aber sah in ihrem Betragen nur einen versteckten Triumph. Sie blickte starr und kalt in das fröhliche Gesicht Arabella's, und wäre diese nicht zu lebhaft mit den Gedanken ihres bevorstehenden Glückes beschäftigt gewesen, so hätte sie wol einen Blitz aus dem Auge der Matrone bemerkt, der sie hätte erschrecken können.

Es ist etwas Gewöhnliches im Leben, daß das Uebermaß des Unglücks oft die besten Gemüther verwandelt, daß an die Stelle der Ergebung und Läuterung ein bitteres Gefühl tritt, nach und nach Groll und Haß und zuletzt ein gewisser Reiz selbst zum Verbrechen; wird dieser Reiz durch die herausfordernde Miene Glücklicher, die es nach unserer Ueberzeugung

nicht verdienen, genährt und unterstützt, so wird sehr häufig der Trieb zur That...

Arabella, von erklärlicher Unruhe bewegt, entschuldigte ihr Wegbleiben von Siona mit wenigen Worten und entgegnete auf das Befragen der Matrone, weshalb sie gerufen sei: „Ich wollte Ihre Dienste in Anspruch nehmen, Madam, aber ich sehe, daß ich sie entbehren muß."

„Meine Dienste?"

„Ganz recht; ich habe die Begnadigung Sir Richard's ausgewirkt. Es wird Ihnen wol kein Geheimniß sein, daß ich im Begriff bin, mich mit ihm zu vermählen?"

„Nein."

„In Castebar, der benachbarten Stadt, ist das übliche Aufgebot bereits geschehen, alle Vorbereitungen sind so weit gediehen, daß übermorgen die Verbindung stattfinden kann. Ich habe zu diesem Behufe die Schloßkapelle herrichten lassen; es thut mir nur leid, daß ich Ihre Gegenwart dabei entbehren soll."

„Wenn Sie befehlen, Lady, entgegnete die Matrone frostig, werde ich keinen Augenblick zögern, meine Pflicht zu erfüllen. Ich stehe in Ihren Diensten, ich habe zu gehorchen."

„Nein, nein, Madam, nicht diesen Ton. Ich

weiß wol, es ist etwas zwischen uns getreten, was die frühere Harmonie gestört, aber deshalb sollen Sie in Ihrem freien Willen nicht behindert werden."

Sie schwieg und heftete einen fragenden Blick auf Siona's Mutter, gleichsam als erwartete sie ein Entgegenkommen auf das angespielte Verhältniß; als dieses nicht geschah, überschlich sie wol ein leises Gefühl des geschehnen Unrechts und mit noch größerer Zuvorkommenheit in Wort und Bewegung sprach sie: „Haben Sie irgend einen Wunsch, Madam, den ich erfüllen kann, so soll es gewiß geschehen. — Sie haben keinen?"

„Nein."

Das frostige Benehmen fing an Arabella zu reizen; sie machte einige Schritte durch das Gemach und wollte eben eine neue Frage an Mistreß Damby richten, als Richard rasch in das Zimmer trat. Er sah bleich und verstört aus, das Glück wohnte nicht auf seinem Antlitz. Beim Anblick der Matrone zuckte er zusammen, urplötzlich fiel das volle Gewicht seiner Schuld auf ihn und unwillkührlich entschlüpfte ihm die Frage: „Wie geht's Siona?" Ein lautes bitteres Lachen Arabella's war die Antwort. Die Zweideutigkeit seiner Situation erkennend, nahm er schnell eine heitere Miene an, eilte auf sie zu und küßte ihr die Hand, während die Matrone, der das Gelächter der Lady tief

ins Herz schnitt, Beide mit einem durchdringenden Blicke streifend, langsam das Zimmer verließ.

Der Tag der Vermählung war gekommen; sie sollte um die Mittagsstunde stattfinden. Bis jetzt war noch keine Kunde davon bis zum Bette der Kranken gedrungen und die Mutter schärfte es ihrer Umgebung nochmals ein, ihr davon nichts mitzutheilen, was auch Alle gelobten. Ihre Absicht ging auf Anrathen des Arztes dahin, wenn es der Zustand ihrer Tochter irgend wie erlaubte, sie in aller Stille aus dem Schlosse zu bringen und ihre vollständige Genesung in einem benachbarten Orte abzuwarten.

Das Geläut der Glocken rief die Schloßbewohner in die Kapelle. Mistreß Damby, vom Krankenbette ihrer entschlummerten Tochter kommend, stand unentschlossen, ob sie der Trauung beiwohnen sollte; ein Blick durch das Fenster auf den Platz, wo das Brautpaar vorüberkommen mußte und wo jetzt ein großes Gedränge entstand, ohne daß sie die Hauptpersonen unterscheiden konnte, brachte sie zum Entschluß; der Neugierde, ein hervorstehender Zug ihres Charakters, konnte sie nicht widerstehen. Sie rief Kathy, eine Dienerin des Hauses, und gab ihr den Auftrag, nicht aus dem Zimmer zu gehen, worauf sie sich auf den Weg machte.

Kathy, ein junges munteres Mädchen, fand an dem Posten einer Krankenpflegerin wenig Gefallen, wagte aber nicht der Matrone zu widersprechen und machte sich im Vorderzimmer zu thun, wo sie bald Jack, ihr Geliebter, aufsuchte, nachdem er Mistreß Damby hatte weggehen sehen. Mit vieler Weitschweifigkeit erzählte er von der prächtigen Kleidung der Lady, von dem stattlichen Aussehen des Bräutigams und von den Gästen, die aus der benachbarten Gegend sich eingefunden hatten. Ihre anfangs flüsternd geführte Unterhaltung wurde nach und nach lebhafter, und zuletzt, als Beide im weiteren Fluß der Rede einige zärtliche Vertraulichkeiten einfließen ließen, sehr laut und verständlich.

„Denke Dir, rief Jack, es giebt heute Abend auch einen Ball!" —

„Einen Ball?"

„Ja, ich mußte die Musik aus Castebar bestellen; Kathy, wir tanzen unten im Gesindezimmer, während oben die Herrschaften ihre Schuhe zerreißen! Sir Richard, der bei der Königin in sehr gutem Ansehen stehen muß, ist gänzlich begnadigt worden und hat aus Dankbarkeit für uns Dienstboten Porter und Kuchen in Menge anschaffen lassen, während seine Braut, unsere gnädige Lady uns Feierabend giebt."

Kathy, entzückt über die fröhliche Nachricht, reichte ihm den Mund zum Kusse. Ein leises Geräusch erschreckte sie; sie wandten sich um — mit einem lauten Schrei fuhren sie auseinander. Hinter ihnen, in der Thür des Kabinets stand Siona, im bloßen Hemd, die Füße nackt, Schulter und Arme entblößt; das Gesicht entsetzlich bleich; das Haar wallte lang und verworren herab, das Auge, ohne Glanz und Ausdruck, blickte starr vor sich hin, um den Mund spielte ein Lächeln, leis', wie der Schatten der Nacht. Das Haupt hielt sie vorgebeugt, als lauschte sie, während der Körper bewegungslos blieb und die Arme schlaff herunterhingen. Kathy und Jack wagten kaum zu athmen, sie standen zitternd, rathlos, unentschlossen; eine Grabesstille herrschte im Zimmer, nichts war vernehmbar, als der Angstschlag dreier gemarterter Herzen. —

Siona mußte die Stille auffallen; sie erhob das Haupt, blickte um sich und als ihr Auge auf die beiden Diener fiel, schien sie sich auf etwas zu besinnen, sie ging langsam auf sie zu, legte die Hand auf die Achsel Jacks, der bebend am ganzen Körper sich ihr nicht zu entziehen wagte, und sprach mit leiser flüsternder Stimme: „Warum hast Du mich an meinen Hochzeitstag erinnert? Du thatest nicht recht, man muß die Freude geheim halten; nehmen mehr als Einer daran Theil,

verkehrt sie sich in Trauer. Ich habe seit langer Zeit wenig Freude gehabt, auch der Gedanke an ihn wollte erlöschen. Du sprachst vorhin von ihm; was doch nur gleich?... Mein Gedächtniß ist schwach geworden, und doch hat mich sein Name aufgeschreckt.. ich hörte ihn deutlich von Dir, und stand auf. Ich verstand Dich recht gut und doch wurde es plötzlich so finster in mir, tiefe, dunkle Nacht...."

„Jesus Maria, sie ist wahnsinnig!" rief Kathy mit gedämpfter zitternder Stimme aus. — Siona horchte auf; ihr Blick fiel auf die Blumen am Fenster; sie trat näher. Wie ein Kind beschäftigte sie sich mit den Myrthen und Rosen, die von keiner sorgsamen Hand mehr gepflegt, ein trauriges Ansehn gewährten; bald riß sie einen Zweig ab, bald warf sie ihn wieder fort. Jack, der sich endlich von seinem Schreck etwas erholte, flüsterte Kathy zu: „Ich will sie ins Bett zurücktragen; wahrscheinlich hat sie unser Gespräch behorcht und ist deshalb aufgestanden."

Das Mädchen nickte ihm zu, seinen Vorsatz auszuführen. Er näherte sich Siona und versuchte es, sie erst durch Güte vom Fenster zu entfernen, als ihm dies nicht gelingen wollte, faßte er sie um den Leib, doch in demselben Augenblicke kehrte der Brautzug zurück, und Siona, von dem bunten Schauspiel ange-

lockt, suchte sich loszuringen. Verzweifelnd, von Furcht und Angst gepeinigt, rang er mit ihr, mit einem Male stieß sie ihn zurück, ihr Auge heftete starr nach unten.. sie erkannte Richard an der Seite Arabella's.. mit einem durchdringenden Schrei stürzte sie zu Boden, und gleichzeitig trat ihre Mutter ins Zimmer...

Mit hastigen Worten suchte Kathy ihre Nachlässigkeit und den Vorfall zu entschuldigen, die Matrone hörte aber nicht; verzweifelnd warf sie sich neben Siona nieder und rief sie bei Namen; keine Antwort erfolgte. Sie legte ihr Ohr an's Herz; kein Schlag ließ sich vernehmen; sie küßte den Mund; der Athem war erloschen; sie blickte in steigender Seelenangst in das Auge; es war starr, gebrochen, todt...

Wie jeder Mensch sich gegen einen entsetzlichen Gedanken, eine furchtbare Begebenheit mit ganzer Willenskraft sträubt, auch dann noch, wenn ihn die volle Wahrheit bewältigt, so konnte auch die Matrone an den Tod ihres einzigen Kindes nicht glauben, immer und immer wartete sie auf ein Lebenszeichen, und immer wieder sah sie sich getäuscht. Ihr Gesicht war vom Schmerze furchtbar entstellt, doch keine Thräne entrollte ihrem Auge, der aufsteigende gewaltige Haß gegen die Urheber eines so grausamen Schicksals ließen sie nicht aufkommen. Als sie sich endlich, nach langer,

langer Zeit von der Gewißheit des Todes überzeugen mußte, erhob sie sich und befahl Jack, die Leiche in das Kabinet zu tragen. Als dies geschehen war, entließ sie Beide, indem sie ihnen aus freien Stücken erlaubte, den Abend fortzubleiben. —

Nach ihrer Entfernung öffnete die Matrone das Fenster des Kabinets, das bis jetzt geschlossen gehalten worden war und die Aussicht auf das Meer gewährte; schob die Vorhänge zurück und setzte sich an die Seite der Verblichenen, wo sie den Blick auf das bleiche, jetzt verklärte Antlitz gerichtet, in regungsloser Stellung verblieb...

Stunde um Stunde verging, sie machte keine Bewegung; der Abend senkte sich herab, die letzten Strahlen der untergehenden Sonne fielen in das Gemach... Jetzt erhob sie sich, holte aus dem Nebenzimmer einige Myrthenzweige, wand diese zum Kranz, legte ihn auf das Haupt der Tochter und, indem sie noch einmal einen Kuß auf ihre Lippen drückte, sagte sie tonlos: „Ein Engel ist todt, die Bösen dürfen nicht leben.“ —

Hierauf trat sie ans Fenster, blickte über das Meer und sprach ein leises Gebet. Sie hatte damit noch nicht geendigt, als sich der bis dahin klare Himmel veränderte, dunkle, schwarze Gewitterwolken auf-

stiegen, während aus dem Saale des Schlosses rauschende Klänge von Musik herübertönten. Die Matrone horchte lange darauf und versank, während ein bitteres Lächeln auf ihr Antlitz trat, in ein träumerisches Hinbrüten. Man hatte ihr Alles geraubt, in ihrem Herzen war es so kalt und leer, das Leben erschien ihr fortan so schaal und elend, daß der entsetzliche Gedanke an Selbstmord in ihr aufblitzte. Sie hing sich daran, wie an einen Rettungsanker, wußte sie doch, wie zäh das Unglück ist und wie selten der Tod zur rechten Stunde eintritt. Sie verwarf zwar bald wieder dieses Vorhaben, aber desto gehässiger trat der Undank Richard's und Arabella's vor ihre Seele; Beiden hatte sie wesentliche Dienste geleistet, jenem sogar das Leben gerettet und man hatte ihr gelohnt — durch den Tod ihres einzigen Kindes. Je mehr sie darüber nachdachte, je heftiger wurde ihr Groll und ihr Haß und plötzlich stand abermals der Gedanke nach Rache vor ihr und lebhafter denn je. Ohne sich Zeit zur Ueberlegung zu lassen, zündete sie eine Lampe an und schritt, mit einem letzten Blick auf ihre Tochter, durch einen langen Corridor nach den Magazinen, wo der ganze Sommer-Vorrath von Heu und Stroh aufgespeichert lag. Niemand begegnete ihr, Niemand ließ sich hören, nur von fern tönte die Musik fort und über ihrem Haupte das

leise Rollen des Donners. Geräuschlos öffnete sie eine kleine Nebenthür und trat in die hohen Gewölbe. Sie waren bis an die Decke gefüllt und diese bestand aus hölzernen Balken, eine willkommene Beute für das Feuer. Die Matrone löste einige trockne Späne von einem Sparren, zündete sie an, warf sie von sich und eilte auf dem Wege zurück.

Das Gewitter war inzwischen immer heftiger geworden, der Donner rollte furchtbar, Blitz folgte auf Blitz, Schlag auf Schlag. Ein Sturm erhob sich von zerstörender Gewalt; von den Dächern des Schlosses stürzten Balken und Ziegeln, und das Meer brauste auf, als wollte es den grollenden Himmel übertäuben. —

Wieder saß die Matrone an der Seite ihres Kindes, wieder regungslos wie ein Bild von Stein. Plötzlich schreckte sie empor... verworrene Stimmen ließen sich vernehmen... man eilte hin und her.. ein Laufen und Rufen... Sie hörte Jemand sagen: „die Treppe nach dem Saale ist vom Feuer ergriffen!“

Sie springt auf, eilt in das Nebenzimmer.. blickt aus dem Fenster... ein Feuermeer strömt ihr entgegen, gierig lechzen die Flammen am Fundament, an Dach und Giebel, überall keine Hülfe, keine Rettung... überall Ruf von Sterbenden, überall Jammergeschrei, Flüche, Verwünschungen.. Auf dem Pflaster des Schloßhofes

liegen Verstümmelte, Verwundete, die sich durch einen Sprung aus dem Fenster retten wollten... Dazwischen das Rollen des Donners, das Gebrüll brandender Wogen...

Entsetzt von dem furchtbaren Schauspiel, schließt die Matrone die Augen, bedeckt mit den Händen das Gesicht, tritt vom Fenster zurück.. Da, mit einem Mal.. ein heftiger Donnerschlag, der das Schloß bis auf den Grund erschüttert... ein Blitz.. zerschmettert liegt die Matrone am Boden, und gierig schlagen neue Flammen zu den alten empor. —

Am andern Morgen sah man nur noch rauchende Trümmer von dem Schlosse Wallamoor.

Die unheimliche Mühle.

Gieb dem Gemeinen Dich hin, Du verlierst
Dich im Strome des Lebens,
Schwimme nach Jahren zurück, Deine Kraft
ist erschöpft.

Was sie wohl gedacht haben mag, als sie dem jungen Manne, der aus dem Fenster lehnte, einen schmerzlichen Blick zuwarf? — Es war ein Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren, die einem alten mürrischen Menschen einen schwer beladenen Schubkarren vorwärts ziehen half. Sie ging barfuß und ihre ganze Kleidung war so armselig und dürftig, daß sie schon dadurch das allgemeine Mitleid erregen mußte, wenn sie nicht eine größere Aufmerksamkeit durch ihre edle Gestalt, die mit ihrer Beschäftigung und Kleidung seltsam contrastirte, bei den Vorübergehenden erweckt hätte. Die Züge ihres Gesichts waren ausdrucksvoll und von einer nicht gewöhnlichen Schönheit, doch hatten darin Gram und Kummer unauslöschliche Spuren ihrer verderblichen Herrschaft zurückgelassen; die Heiterkeit und fröhliche Anmuth der Jugend schien seufzend von ihr und für immer entflohen zu sein. — Am Markttage, jeden Sonnabend, kam sie in die kleine Stadt M....

und jedes Mal warf sie im Vorübergehen einen Blick hinauf nach dem Fenster eines der größten und schönsten Häuser, wo der junge Arzt Edmund Sternwald wohnte. Dieser wußte im Anfange kaum, daß ihm ein Mädchen diese Aufmerksamkeit schenkte, und als er es später bemerkte, war es ihm mehr lästig als angenehm, zuletzt vermied er es ganz, am Fenster zu erscheinen, wenn er vermuthen konnte, daß der Schubkarren mit seiner unerquicklichen Ladung, die größtentheils aus allerlei zusammengelesenen Garten- und Feldfrüchten bestand, vorüberkommen würde. — Edmund war ein Mann, der durch mancherlei gesellschaftliche Talente in allen Kreisen gern gesehen wurde, unabhängig, und wenn auch nicht reich, doch in einer Lage, die ihm erlaubte, seinen Neigungen zu folgen. Kein einziger hervorstechender Zug lag in seinem Charakter, der ihm durch Bedeutung oder Leidenschaftlichkeit Sorgen gemacht, oder ein frühes Grab bereitet hätte; er war ein gewöhnlicher Mensch, ohne große Empfindungen, Stärke der Seele, ohne besondere Kraft des Geistes. Er gehörte zu jenen Glücklichen, die mit einem Lächeln des Morgens aufstehen, sich des Abends mit einem Lächeln niederlegen und denen der heißere Pulsschlag des Herzens fremd ist. Durch den älteren Arzt in demselben Städtchen, der einen Assistenten suchte, hatte er sich be-

wegen lassen, nach M.... zu kommen, ohne nur im mindesten die Zukunft zu Rathe zu ziehen, ohne den Nutzen oder Nachtheil dieser Stellung zu erwägen. Als Arzt und hervorragende Persönlichkeit im Orte, stand ihm jedes Haus offen und er versäumte auch nicht, sogleich im Anfange seiner Wirksamkeit von dieser Freiheit den vollständigsten Gebrauch zu machen. Nachdem aber die Besuche abgethan waren und er Niemand gefunden hatte, der ihm ein größeres Interesse eingeflößt hätte, fühlte er doch in seiner einsamen Häuslichkeit eine gewisse Unbehaglichkeit; er mußte auf so manche Genüsse verzichten, die er in der Residenz kennen lernte und die ihm zum Bedürfniß geworden waren; seine ärztliche Thätigkeit war gering und getheilt mit dem noch immer wirkenden älteren Arzte — so kam es, daß sich allmälig die furchtbarste Marter, die Langeweile, bei ihm einzustellen begann. Die gewöhnlichen Auskunftsmittel, Bücher und Politik, erschöpften sich auch und brachten durch ihre Gewöhnlichkeit nicht die gewünschte Wirkung hervor. Da begann Edmund endlich größere Ausflüge in die Umgegend M....'s zu machen. Fleißig durchwanderte er die umliegenden Ortschaften und Dörfer, obschon sich diese eben nicht durch eine besondere Schönheit ihrer Lage auszeichneten. Auf einer dieser Wanderungen

war er, in Rückerinnerungen versunken weiter gekommen, als wohl in seiner Absicht lag, und verwundert bemerkte er beim Aufblicken nicht mehr die Thürme der Stadt und eine Gegend, die ihm gänzlich unbekannt war. Ermüdet und erschöpft, wollte er eben nach einem Orte suchen, wo er sich niedersetzen und ausruhen könnte, als er jetzt noch zu seinem Schrecken wahrnahm, daß es zu regnen anfing und die Nacht hereinbrach. Doch sah er zu seinem Troste zugleich in der Entfernung von wenigen Minuten eine Mühle, die bereits Feierabend gemacht zu haben schien, denn ihr Räderwerk war verstummt; rüstig ging er auf dieselbe zu. Als er mehrere Male mit dem Knopfe seines Stockes an die Hausthüre geklopft hatte, bewillkommte ihn das heisere Bellen eines Hundes, der im Hofe Wache zu halten schien. Der Schall verhallte in dem Gebäude, eine Pause folgte, doch Niemand kam, um zu öffnen. Edmund wiederholte mit größerer Stärke die Schläge, doch ebenfalls ohne Erfolg. Niemand ließ sich sehen noch hören, nur der Hund unterbrach heulend und winselnd das tiefe Schweigen. Ungeduldig und mißmuthig, wollte Edmund eben, trotz des immer heftiger strömenden Regens, den Rückweg nach M.... antreten, als er auf seiner Schulter den Druck einer Hand empfand. Erschrocken wandte er sich rasch um und

blickte in das Gesicht eines Mannes, der ihm nicht ganz unbekannt zu sein schien. Ein mürrisches „Guten Abend“ und die Frage, was er wolle, eröffnete die gegenseitige Begrüßung. „Ich bin ermüdet, von der Dunkelheit und dem Regen überrascht worden, wie Sie sehen,“ entgegnete ihm Edmund, und wollte Sie ersuchen, mich in Ihrer Wohnung ausruhen zu lassen, bis der Regen etwas nachläßt. Sie sind doch wohl der Besitzer dieser Mühle?“ Ein kurzes „Nein!“ war die ganze Antwort, darauf aber folgte das Klirren eines Schlüssels, der sich im Schlosse drehte. Die Thür ging auf und sie traten, so viel Edmund in der Dunkelheit wahrnehmen konnte, in einen langen Gang, der mit Steinplatten belegt war, wie der dröhnende Widerhall ihrer Tritte bekundete. „Warten Sie, ich will Licht holen.“ Dies sagend, entfernte sich Edmunds Begleiter, um bald darauf mit einer brennenden Talgkerze zurückzukommen. Auf der Schwelle eines offenen Zimmers stehen bleibend, winkte er Edmund mit der Hand, zu folgen. Dieser gehorchte und trat in ein großes, düsteres Gemach, welches nur kümmerlich durch die spärliche Flamme des Lichtes erhellt wurde. Sein schweigsamer Wirth deutete auf einen hölzernen Stuhl, stellte den Leuchter auf den Tisch, und setzte sich selbst in einen großen ledernen Armstuhl, der seinen

breiten Rücken an den gewaltigen Ofen lehnte und sein Alter durch hervorquellende Roßhaare, die an den wurmstichigen Beinen herumhingen, beurkundete. Edmund verwünschte sein Schicksal, das ihn hierhergeführt hatte und blickte zornig nach dem Fenster, das unter den gewichtigen Schlägen des Regens klirrend erzitterte und draußen eine unterdeß hereingebrochene Finsterniß zeigte, die ein Fortkommen auf den ohnehin so schlechten Feldwegen unmöglich machte. Durchkreuzt von mancherlei Gedanken, wurde der junge Arzt immer erregter und mit ängstlicher Spannung blickte er vom Fenster hinweg auf seinen Wirth, der stumm und regungslos in der angenommenen Stellung verharrte. Es war ein alter Mann mit scharf gezeichnetem, sonnengebräunten Gesicht. Zahlreiche, tief eingeschnittene Falten, die sogar die fehlenden Augenbraunen ersetzten, machten es widerlich und abschreckend, noch mehr aber der häßliche Mund, der keine Zähne zeigte und in seinen Winkeln nur einen Zug unbeschreibbaren Hohnes und verbissenen Ingrimmes blicken ließ. Die Nase war stark und spitz, die Augen obschon klein, unheimlich und von erloschenem Feuer, blitzten jedoch hie und da noch auf mit stechendem, lauernden Ausdrucke. Die Stirn war hoch gewölbt und endigte in eine kahle Platte, die mit nur noch wenigen grauen Haaren begränzt war.

Bekleidet war der Mann mit einem abgeschabten, dunklen, zerrissenen Rocke, der um den langen, dürren Körper schlotterte, einer dunklen, einreihigen Weste, bis an den Hals zugeknöpft, eben solchen, engen Beinkleidern, die bis ans Knie gingen und sich alsdann in ein Paar beschmutzte, mit Fett eingeschmierte Stiefel verloren. — Auf einem eichenen Tische brannte das Licht und warf einen langen Streifen auf die dunkle Gestalt, wodurch die abschreckende Erscheinung noch unheimlicher wurde. Fortwährend saß der Mann in einer und derselben Stellung, regungslos, wie ein Bild von Stein, den Kopf in beide Hände gestützt und hinstarrend auf die mit gelbem Sand bestreute, schmutzige Diehle des Zimmers. Seinen Gast schien er gar nicht zu bemerken.

Das Wetter tobte indessen draußen fort und wurde mit jedem Augenblick heftiger und stürmischer. Zu dem plätschernden Regen gesellte sich ein starker Wind, der pfeifend um das ganze Gebäude sowohl wie über das Dach in den Schornstein fuhr und mit gellendem Tosen wieder abzog. Das heisere Bellen des Hofhundes vermischte sich mit den aufrührerischen Elementen und suchte sie grollend zu übertäuben. Alles trug dazu bei, die peinliche Stimmung, in welcher sich der junge Arzt seinem stummen Gesellschafter gegenüber befand,

zu erhöhen. Die Zeit schien in bleiernen Gewichten zu hängen und wollte nicht vorwärts eilen, endlich schlug die Wanduhr im Zimmer neun. Edmund stand auf und fragte: ob außer ihm, dem Wirth, Niemand weiter in der Mühle wäre, und ob ihn nicht Jemand nach M.... zurückbegleiten könnte. „Nein!" war die kurze, bestimmte Antwort. Der junge Arzt ging einige Mal im Zimmer auf und nieder, ohne daß es der Andere zu bemerken schien, setzte sich wieder hin und blickte mit verschränkten Armen und zähneknirschend auf den Alten, der nicht die geringste Miene zur Veränderung seiner Stellung machte. Es vergingen mehre Minuten; es war todtenstill im Innern des Hauses, selbst die Uhr schien ihren Gang gehemmt zu haben, da, mit einem Male, plötzlich springen beide Männer auf, ihr Auge begegnete sich blitzend — ein scharfer, durchdringender Ton hatte ihr Ohr getroffen, ein Ton, wie der Todesschrei der sterbenden Möve. — Eben so rasch, wie er kam, war er verklungen. Erbleichend und fragend sah Edmund nach dem Alten, doch dieser saß bereits wieder ruhig und gelassen in dem Armstuhle und blickte starr in das Licht, das hin und herflackerte und durch die Zugkraft des Windes, der hereinbrechend heftig an den morschen Fensterstäben rüttelte, zu verlöschen drohte. Eben wollte Edmund unmuthig seiner

Bestürzung Luft machen, als ihn der Alte mit folgenden Worten unterbrach:

„Sie werden genöthigt sein, die Nacht hier zuzubringen, ich will Sie in ein anderes Zimmer bringen, wo Sie ein Bund Stroh zum Lager finden werden, ein anderes Bett habe ich nicht.“

Er stand auf, nahm das Licht vom Tische und machte einige Schritte gegen die Thür. Der Arzt hielt ihn auf: „Bevor ich auf Ihren Vorschlag eingehe, möchte ich Sie bitten, mir eine Erklärung zu geben über den sonderbaren Schrei, den wir Beide so eben vernommen haben.“

„Was meinen Sie? ich habe nichts gehört als einen heftigen Windstoß, der vielleicht einige Ziegeln vom Dache schmetterte, das Gebäude ist sehr alt. Kommen Sie!“

„Nein! Sie wollen mich täuschen, ich will Ihnen aber nicht eher folgen und Vertrauen schenken, bis Sie mir nicht eine Erklärung gegeben haben, die mir genügt und die ich verlange.“

„Sie verlangen sie? Wer giebt Ihnen ein solches Recht?“

Der Alte sprach diese Worte hastig und in so drohendem Tone, daß Edmund unwillkührlich einige Schritte zurückwich. In demselben Augenblicke wieder-

holte sich der Schrei, herzzerreißend, schneidend, scharf. Edmund fuhr auf: „Wollen Sie auch jetzt noch von einer Täuschung sprechen? Es muß in Ihrem Hause etwas Ungewöhnliches vorgehen und ich werde nicht eher das Zimmer verlassen, bis ich vollständig aufgeklärt bin!"

Der Alte gab keine Antwort, aber eine merkwürdige Veränderung war mit ihm vorgegangen. Seine Hand, die das Licht hielt, hing schlaff herunter, sein Kopf lag ermattet auf der heftig bewegten Brust, sein ganzer Körper zitterte.

Edmund durchzuckte blitzschnell der Gedanke an ein Verbrechen, das hier begangen worden, aber eben so schnell fühlte er seine verlassene und gefährliche Lage. Was konnte ihm verbürgen, daß der Alte wahr gesprochen, daß er sich allein im Hause befinde, daß nicht irgendwie verdächtiges Gesindel in dem weitläuftigen Gebäude verborgen sei? Zwar war ihm während seines Aufenthaltes in M. nie etwas von Raub und Mord in der Umgegend zu Ohren gekommen, doch hatte er in seiner Sorglosigkeit auch nie nach solchen Dingen gefragt. Da er während dieser verschiedenen seinen Kopf durchkreuzenden Gedanken und im Besinnen, was er unter diesen Umständen anfangen solle, mißtrauisch nach dem Alten blickte, raffte sich dieser aus

seiner Hinfälligkeit empor und heftete sein Auge forschend und durchdringend auf Edmund. Er versuchte zu lächeln, wandte sich wieder von ihm ab und sprach beinahe flüsternd die Worte: „Es ist seit zwanzig Jahren kein Fremder hieher gekommen..... seit zwanzig Jahren! Doch nein, ich spreche nicht die Wahrheit, sie kam ja zu mir, sie!"

Der Alte murmelte noch etwas unverständlich vor sich hin, hielt einen Augenblick inne und fragte dann mit demselben sonderbaren Ausdrucke seinen heftig erregten Gast:

„Sie sind nicht aus M....?"

„Nein!" entgegnete kaum hörbar der junge Arzt."

„Nicht aus M....? nun freilich kann ich es mir erklären. Sie müssen sehr weit herkommen?"

„Aus der Residenz."

„Das ist allerdings sehr weit.. .fünfzig Meilen beträgt ja wol die Entfernung ... o ich weiß das noch recht gut.... ich war auch einmal in der Residenz... das ist etwas lange her.... etwas mehr als zwanzig Jahre!".....

Der Alte sprach dies Alles in abgerissenen Sätzen, leise und unheimlich, ganz verschieden von dem frühern, barschern Tone. Auch seine Gesichtszüge hatten sich merklich verändert; der finstere lauernde Ausdruck war gänz-

lich verschwunden, dafür aber einer des höchsten Schmerzes eingetreten, der die Augen des Alten trüb umschleierte. Edmund, der dies Alles wohl wahrnahm, fühlte sich nichts destoweniger in seiner unbehaglichen Stimmung verschlimmert und immer wieder blickte er nach dem Fenster, ob nicht der Mond aufginge und der Sturm nachließe, doch jedes Mal vergeblich. Auch ließ sich zur Verstärkung seiner Unruhe wiederholt jener ihm unerklärbare Schrei vernehmen, und zwar länger anhaltend, obschon weniger heftig und durchdringend. Gespannt horchte der Alte auf, ging mit schwankenden Schritten auf den verlassenen Armsessel zu und nöthigte seinen Gast gleichfalls zum Sitzen.

„Sie brauchen sich vor mir nicht zu fürchten," sprach er laut, als er bemerkte, daß Edmund zögerte, „außer mir ist kein Mann mehr im Hause und ich bin ein alter siebzigjähriger Graukopf, der nicht Kräfte mehr genug hat, um es mit Ihnen aufzunehmen."

Etwas beruhigter nahm Edmund seinen Platz wieder ein, konnte aber die wiederholte Frage nach der Bedeutung jenes sonderbaren Tones nicht unterdrücken. „Daß es ein Mensch ist, von dem er ausgeht," setzte er hinzu, „werden Sie nicht ableugnen können, und wenn ich mich vollständig mit meiner Lage versöhnen soll, so muß ich auf eine Erklärung bestehen."

„Was würde es nützen, wenn ich sie Ihnen auch gebe, morgen gehen Sie nach M.... zurück, erzählen, wo Sie gewesen sind und Sie werden Alles, was Ihnen begegnet ist, zu vergessen suchen.“

„Ihre Nähe kann doch unmöglich so unheilvoll auf einen Fremden einwirken, daß Sie sich von der übrigen Menschheit ganz abschließen müssen?“ erwiderte Edmund, indem er vergeblich nach einer Lösung des Räthsels suchte.

„Und doch ist dies der Fall,“ murmelte der Alte, „Sie scheinen erst kurze Zeit in M.... zu sein?“

„Einige Monate.“

„Einige Monate! und Sie haben nichts über mich gehört,“ fragte er verwundert weiter.

„Nein.“

„Nichts gehört! freilich, freilich, es wird alles alltäglich; doch darf ich fragen, wer Sie sind?“

„Ich habe mich in M.... als Arzt niedergelassen,“ entgegnete Edmund verdrießlich über die Nachforschungen des alten Mannes.

„Sie sind ein Arzt? ein Arzt?“ schrie dieser plötzlich auf, in heftig erregtem Tone, indem er von seinem Sitze aufsprang und auf Edmund zuging, „ich will Ihnen alles sagen, ja, ja, Sie können helfen, und Sie werden es! Sie sind noch jung, Ihr Herz wird noch

nicht versteinert sein gegen die Bitten eines unglücklichen Greises!"

Er sank erschöpft zurück in den Sessel und schlug bewußtlos mit seinem Kopfe an die hölzerne Lehne des Stuhles, daß Edmund erschrocken hinzusprang, ihn zu unterstützen. Er erholte sich jedoch bald wieder, sah eine kurze Weile düster vor sich hin und faßte dann die Hand des Arztes und bat ihn mit zitternder Stimme, noch sein letztes Licht zu holen, das er auf dem Fenstergesimse finden würde. Edmund gehorchte und ersetzte das beinahe zum Erlöschen heruntergebrannte.

„Jetzt hören Sie mich an," sagte hierauf der Alte, „ich will Ihnen eine vollständige Erklärung geben und Ihnen das mittheilen, was Sie auf eine entstellte Weise auch aus dem Munde Anderer hören können."

Edmund holte eine Cigarre aus seinem Etui und erwartete mit Spannung das Folgende. Der Alte begann:

„Ich bin der einzige Sohn eines Predigers aus der Gegend von Hannover und erhielt von meinem Vater, der keineswegs reich war, eine sorgfältige und ausgezeichnete Erziehung. Jedoch zeigte sich bei mir schon früh eine unüberwindliche Neigung zum Bösen, welche mit den Jahren eine so vorherrschende und gefährliche Richtung annahm, daß mein Vater, der mich

stets liebevoll und mit großer Nachsicht zu behandeln pflegte, Drohungen und ernstliche Strafen anwenden mußte. Meine Mutter, eine geborne Schwedin, war seit meiner Geburt fortwährend kränkelnd und nervenschwach, daher kam es, daß sie von meiner Neigung, die sich durch viele böswillige Handlungen schon als Knabe deutlich ausprägte, aus Schonung von meinem Vater nicht unterrichtet wurde. Ich selbst hegte eine gewisse Anhänglichkeit für sie, obwol ich keines tieferen Gefühls fähig zu sein schien, und vermied es wenigstens, in ihrer Gegenwart meinen Gelüsten zu allerlei nachtheiligen Neckereien freien Lauf zu lassen. Eines Abends kam ich von einem Spaziergange sehr spät nach Hause; mein Vater wußte bereits, was geschehen war: ich hatte einen armen Bauerburschen so heftig geschlagen, daß er blutend und gefährlich verwundet nach Hause gebracht werden mußte. Mein Vater empfing mich schweigend und düster. „Deine Sachen sind bereits gepackt," sagte er mit einer Stimme, an der ich merkte, daß er sich gewaltsam bezwang, „Du wirst noch heute zur Universität abgehen. Was in meinen Kräften steht, werde ich thun. Diese Brieftasche enthält vorläufig Dein Reisegeld und was Du sonst für den Augenblick nöthig hast. Empfehlungen kann ich Dir nicht mitgeben, ich will Niemand belügen. Nimm Abschied

von Deiner Mutter — Gott beschütze Dich!“ — Er verließ nach diesen Worten das Zimmer. Ich lachte ihm nach, ich der einzige Sohn eines Vaters, der keinen, nicht den leisesten Vorwurf für mein verbrecherisches Beginnen hatte!“ Der Alte hielt einen Augenblick inne, bedeckte mit beiden Händen das Gesicht und fuhr dann weiter fort: „Meine Mutter empfing mich weinend und schmerzlich bewegt über meine plötzliche Abreise, doch galt ihr der Wille meines Vaters als Befehl und segnend legte sie ihre zitternden Hände auf mein Haupt. Ich kam jubelnd an in B......, meinem Bestimmungsorte. Ein neues Leben that sich vor mir auf, ich wollte es genießen und schwamm fröhlich und unbesorgt mit dem vollen Strome der Freude.“

Ich hatte bald einen Kreis gleichgesinnter Freunde um mich, die Studien wurden Nebensache, ich verbrachte Tage und Nächte in Wirthshäusern und mit lüderlichen Personen. Je toller es herging, desto willkommener war es mir, ich wurde ein Spieler, Trinker und liebte die Frauen. Mein Vater, dessen Brieftasche, trotz des unerwartet reichlichen Inhalts, bald leer wurde, erhielt mit jedem Posttage einen Brief, worin ich ihn um Geld bestürmte; er gab, was er konnte. Da jedoch seine Sendungen nicht ausreichten, ich immer neue Bedürfnisse kennen lernte, nahm ich

zu verbrecherischen Hülfsmitteln meine Zuflucht — ich lernte falsch spielen, borgen und betrügen. Meinem Vater blieb meine Aufführung nicht unbekannt; ein ihm befreundeter Professor nahm es über sich, mir in seinem Namen ernste Vorstellungen zu machen; ich verhöhnte ihn und warf die Briefe meiner Eltern unbeantwortet und ungelesen ins Feuer, wenn sie ohne die begehrten Rimessen ankamen. Mein Vater schrieb nicht mehr. Ich bekümmerte mich wenig darum und taumelte von Vergnügen zu Vergnügen, von Genuß zu Genuß. Man nannte mich in der ganzen Stadt den „tollen Predigerssohn" und die Straßenjugend wies mit Fingern auf mich; ich lachte und sank immer tiefer in den Schmutz der Gemeinheit und des Lasters. — Eines Abends wurde, nach hergebrachter Weise, bei mir wieder gespielt und getrunken. Einige Gutsbesitzer aus der Umgegend, die deshalb zur Stadt gekommen waren, setzten ungewöhnlich hoch, ich hielt die Bank und bemerkte mit Verdruß, daß ich im Verlieren war. „Il faut corriger la fortune," dachte ich bei mir und fing an falsch zu spielen, meinem Glücke nachzuhelfen. Es gelang; der Haufe Geldes zu meiner Seite wuchs mehr und mehr, verblendete meine Vermessenheit, machte mich immer kühner und kühner, und veranlaßte, daß ich endlich keinen Abzug mehr vorübergehen ließ, ohne falsch zu

spielen. Wir waren bei der letzten Taille und ich freute mich im Innern bereits außerordentlich über die blinden Thoren und das Gelingen meines Treibens, als ich einen heftigen Schlag in's Gesicht bekam, und sich ein allgemeiner Sturm des Unwillens gegen mich erhob. Ich sah mich umringt, von starken Händen gefaßt und: „Sie spielen falsch, Sie sind ein Betrüger!" hieß es von allen Seiten. Ich schleuderte die Angreifenden zurück, raffte vom Tische eine Hand voll Gold und suchte zu entfliehen — umsonst — die Thür war verrammelt. Rasch entschlossen griff ich nach einem scharfgeschliffenen Messer — wir hatten vor dem Spiele soupirt — und drohte Jeden niederzustechen, der sich mir nahen würde. Der Mühlenbesitzer W...., ein blühend junger Mann, beachtete meine Drohung nicht und sprang, vom Wein erhitzt, auf mich zu — der Dämon des Wahnsinns erfaßte mich — ich führte einen gewaltigen Stoß und — tödtlich getroffen, taumelte W.... in die Arme seiner hinter ihm stehenden Freunde. Ich benutze die allgemeine Verwirrung, werfe noch einen letzten Blick auf mein Opfer, reiße das Fenster auf, stürze hinaus in den Hof und gelange glücklich durch eine Hinterthür in's Freie.

Ohne im geringsten Gewissensbisse zu fühlen, nur

auf meine Rettung bedacht, irrte ich mehrere Tage in entlegenen Gebirgsgegenden umher, bis ich auf den Gedanken verfiel, meine Eltern aufzusuchen. Ich machte mich sogleich auf den Weg und langte auch unangefochten nach wenigen Tagemärschen, die ich zu Fuße zurücklegte, in der Heimath an. Eine Besorgniß vor Entdeckung, die ich nicht unterdrücken konnte, veranlaßte mich, den Tag unbenutzt vorübergehn zu lassen und erst mit Anbruch der Nacht meinen Vater aufzusuchen. Diese kam herein. Ich umschlich lauschend den Pfarrhof und spähte durch die geschlossenen Fensterladen, um zu sehen, ob ich meinen Vater allein treffen würde, doch konnte ich nichts entdecken, es war alles finster, still und ruhig; nur in seinem höher gelegenen Studirzimmer bemerkte ich Licht. Etwas bedrückt, doch ohne starke Besorgnisse öffnete ich das Hausthor und ging, ohne von Jemandem betroffen zu werden, die Treppe hinauf. Ich traf meinen Vater allein; er kehrte mir den Rücken zu und lehnte gedankenvoll mit gesenktem Haupte an seinem Schreibtische, auf dem eine Lampe stand, die ein mattes Licht im Zimmer verbreitete.

Durch das Knarren der Thürpfosten aus seinen Gedanken erweckt, wandte sich mein Vater um, und betrachtete mich schweigend von oben bis unten, ohne

die geringste Ueberraschung zu zeigen. Ich wollte in seine Arme stürzen, vermochte aber nicht seinen Blick auszuhalten und blieb verwirrt in der Mitte des Zimmers stehen. Eine peinliche Pause erfolgte; ich wollte sprechen, ich konnte es nicht; zum ersten Male fühlte ich einen Anflug von Reue, doch ging diese augenblickliche Regung sogleich vorüber. Da ich sah, daß mein Vater in seinem Schweigen verharrte und keine Miene machte, mich zuerst anzureden, ging ich trotzig auf ihn zu und wollte ihm die Hand reichen. Er wies sie zurück. „Was willst Du hier?“ fragte er endlich mit langsamer, gepreßter Stimme. Ich wußte nicht, was ich antworten sollte und blickte verlegen von ihm hinweg auf den Fußboden. „Die Zeit ist vorüber, Karl,“ fuhr er endlich nach einer langen Pause wieder fort, „wo ich über Dich weinen konnte, jetzt habe ich keine Thränen mehr für Dich; komm, ich will Dir die Stelle zeigen, wo die letzten Thränen einem Manne — doch Du weißt wol nicht einmal, was die Thränen eines Mannes bedeuten — wo sie versiegten, die letzten Thränen Deines Vaters.“

Dies sagend, nahm er mich bei der Hand und geleitete mich hinaus in ein anderes spärlich erleuchtetes Zimmer, in dessen Tiefe ein verhülltes Bette stand. Er

führte mich dicht vor dasselbe, zog die Decke fort und deutete schweigend auf die darunter liegende Leiche. — Das Antlitz meiner todten Mutter starrte mir entgegen. Betroffen, doch ohne irgend großen Schmerz zu fühlen, wandte ich mich ab, im Umdrehn nur noch bemerkend, daß die Leiche in ihren gefalteten Händen ein zerknittertes Blatt Papier hielt.

„Karl," sagte mein Vater mit feierlichem, gehobenen Tone, „Karl, willst Du mir im Angesicht dieser Todten einige Fragen der Wahrheit gemäß beantworten?".. „Ja, mein Vater.".. „So höre! Habe ich Dir jemals ein böses Beispiel gegeben, habe ich Dich je in Deinen schlimmen Neigungen bestärkt?".. „Nein.".. „Habe ich Dir je eine böse Handlung ungerügt vorüber gehen lassen?".. „Nein.".. „Habe ich nicht stets durch Worte, Ermahnungen, durch harte Strafen Dich davon abzuhalten gesucht?".. „Ja, mein Vater.".. „Habe ich je eine meiner Pflichten als Vater gegen Dich, meinen Sohn, versäumt? Habe ich etwas unterlassen, Dir eine gute Erziehung zu geben?".. „Nein.".. „Deine Mutter?" fragte er weiter mit gewaltiger, volltönender Stimme, indem er zugleich das Papier aus den Händen der Todten riß — „die Wahrheit, Karl!".. „Nein, auch nicht meine Mutter.".. „Dies hat sie getödtet — ich habe keinen Sohn mehr!"

Mit diesen Worten warf er mir das Blatt Papier zu und verließ hochaufgerichtet das Zimmer.

Ich blickte betroffen auf das Blatt — es war der nach mir ausgeschriebene Steckbrief.

Der Alte unterbrach sich hier, indem er mit der Hand über die Augen fuhr, als könnte er eine trübe Erinnerung hinwegwischen; der junge Arzt störte ihn nicht, sondern blickte auf ihn mit den getheilten Empfindungen des Mitleids und des Abscheus, als er wieder begann: „Ich verließ in derselben Nacht mein Heimathhaus, um es nie wieder zu sehn. Mein Vater, wie ich später vernahm, starb bald darauf aus Gram über den doppelten Verlust seiner Gattin und seines einzigen Sohnes. Wenn ich mir Rechenschaft geben soll von den Gefühlen, die mich in jener verhängnißvollen Nacht bestürmten, so vermöchte ich es nicht; es liegen zu viele Jahre dazwischen, um die Erinnerung vollständig wach zu erhalten, das weiß ich nur, daß ich den Vorsatz faßte, ein anderer, besserer Mensch zu werden. Leider war aber die Neigung zum Bösen in mir so gewaltig und vorherrschend, daß es nur bei dem Vorsatze blieb und ich die Ausführung vergaß. Hier, fügte er bitter lächelnd hinzu, konnte ich an die Vorherbestimmung glauben und übte das Böse mit Lust. Ich will Sie mit der Herzählung der unerheb-

licheren Begebenheiten meines buntbewegten Lebens verschonen, sie sind ein fortlaufender Morast von Sünden und kleinen Vergehungen, ich will viele Jahre nur erwähnend besprechen. Den verfolgenden Armen der Justiz wußte ich mich glücklich zu entziehen und durchstrich planlos einen großen Theil Deutschlands und der angrenzenden Länder, hier vagabondirend, dort bettelnd, bei passender Gelegenheit auch wol stehlend. Eine einzige gute That unterbrach die lange Stufenleiter meiner Verbrechen; sie war es denn auch, die mir später das Leben rettete. In den ausgebrochenen Kriegen, die halb Eüropa verheerten und die ich als Marodeur mitmachte, hatte ich Gelegenheit, einen königlichen Prinzen aus einer großen Gefahr zu befreien, die ihm von feindlicher Seite drohte, und ihn so dem nahen Tode zu entreißen. Mochte es nun sein, daß ich es zu jener Zeit nicht bedurfte, oder daß ich eine Ahnung von einer künftigen größeren Nothwendigkeit hatte, genug, ich schlug die mir damals gebotene, reiche Belohnung aus und erbat mir dafür eine schriftliche Berechtigung, mir später zu jeder Stunde eine Gnade ausbitten zu dürfen. Dieser Schein wurde mir von dem Prinzen sogleich und willig ausgestellt.

Viele Jahre vergingen; ich hatte bereits mein fünfzigstes erreicht, und noch immer keine bleibende

Stätte gefunden, obgleich ich mich darnach zu sehnen begann. Die Kraft der Jugend hatte ich nutzlos vergeudet, das Gold der Blüthenzeit in den Staub geworfen, mein Herz dem Raupenfraß gemeiner Gelüste geopfert, und dafür einen unstätten, wilden Sinn, den irren Drang nach immer neuen Begebenheiten geerndtet, den Fluch des doppelten Mordes auf mich geladen. Diese Gedanken, die nach und nach immer heftiger auf mich einstürmten, folterten mich in der Stille der Nacht, wie in der lärmenden Hast des Tages, und jagten mich ruhelos von Ort zu Ort. — Es sind jetzt zwanzig Jahre her, eine lange, lange Zeit, ... da führte mich der Zufall in diese Gegend. Fast unter denselben Umständen, wie Sie, von Nacht und Regen überfallen, pochte ich um Einlaß in diese Mühle, die damals lebhaft im Gange war und ein bedeutend besseres Aussehen hatte, als jetzt. Es war Alles wohnlich und behaglich, innen und außen; die Fenster spiegelten blank und glänzend, das rothe Dach, jedem Wanderer gastlich zuwinkend, schimmerte weithin durch die grünen, gewaltigen Lindenbäume, die jetzt mit dürren, verdrockneten Aesten an den vergrauten Ziegeln des Hauses rütteln. — Eine junge Frau öffnete mir die verschlossene Thür, hieß mich freundlich willkom-

men und geleitete mich in das Wohnzimmer, in dasselbe, wo wir uns jetzt befinden."

Der Alte stand hier auf, versuchte einige Schritte zu gehen, hielt aber vor seinem Gaste plötzlich an und sagte zu ihm in beklommenem, leisen Tone: „Wo Sie sitzen, Herr Doctor, saß auch er; ich mußte auf den Augen stumpf geworden sein, daß ich ihn nicht sogleich wiedererkannte, und doch stand sein Name mit brennenden Zügen in meinem Gedächtniß eingeschrieben."

„Wer?" fragte Edmund, in demselben leisen Ton, als der Alte schwieg.

„Wer?" wiederholte dieser, indem er fieberhaft aufschreckte und sich zitternd im Zimmer umsah, als erblickte er etwas Gespenstisches — „ja so! Sie sind es, junger Herr! Nun, Sie brauchen mich nicht so verstört anzustieren, das Alter ist schreckhaft und furchtsam, wie die Kinder.... wie die Kinder." —

Schauernd setzte er sich wieder hin, die letzten Worte mehrere Male vor sich hin murmelnd, bis er wieder zu sich selbst kommend mit erhobener Stimme fortfuhr: „mein Wirth bot mir einen herzlichen „Guten Abend," befahl, den Tisch zu decken, als er meine Ermattung bemerkte, und führte mich an den Ehrenplatz, den er sonst selbst einzunehmen pflegte. Seine Frau saß an meiner Seite, er mir gegenüber und beide

bedienten ihren Gast. Ich wurde munter und aufgeweckt, erzählte dies und jenes, manches meiner Abenteuer, und kam zuletzt auch auf meinen Wunsch zu sprechen, nun auch irgendwo ein festes Asyl zu finden und mich zur Ruhe zu begeben. Als ich meine Erzählung beendigt hatte und schwieg, bemerkte ich, wie mein Wirth mit seiner Gattin, die bereits meine größte Aufmerksamkeit durch ihre Schönheit erregt hatte, leise flüsterte und etwas zu besprechen schien. Er sah mich lächelnd an, stand auf und sagte sich mir nähernd: „Ich bin an ihrem Unglücke zum Theil Schuld, es ist billig, daß ich mein Unrecht einigermaßen gut zu machen suche, bleiben Sie bei mir, wenn Sie wollen, Sie sollen sich nicht zu beklagen haben — vergeben und vergessen sei alles Vergangene!" Er hielt mir die Hand hin — jetzt erkannte ich ihn — es war der Mühlenbesitzer W...., den ich einst im Spiel tödtlich verwundet hatte.

Sie werden nun glauben, daß ich, durch seinen Edelmuth gerührt, niedergedonnert von der furchtbaren Beschämung, ihm zu Füßen stürzte, seine Verzeihung zu erflehen suchte, meinen heißen Dank durch aufrichtige Thränen der Reue bezeugte — nein! das that ich alles nicht; ich nahm vielmehr seinen Vorschlag wie ganz hergebracht, gelassen an, und blickte dabei ver-

stohlen, mit heimlicher auflodernder Gluth auf sein junges schönes Weib.

Ich blieb im Hause; aß, trank, führte ein sorgenfreies, unthätiges Schmarotzerleben und beschäftigte mich fortwährend mit Gedanken und Plänen, wie ich am besten und auf die gescheiteste Weise zu dem Besitze der Gattin meines großmüthigen Freundes gelangen könnte. Vergebens erschöpfte ich aber meinen Scharfsinn, verschwendete Bitten und Drohungen, sie blieb ihren Pflichten gegen den Gatten treu und gab mir ihren Abscheu offen zu erkennen. Meine Leidenschaft wuchs zu einem rücksichtslosen und so unverhüllbarem Grade, daß sie endlich auch die Aufmerksamkeit des Mannes erwecken mußte. Wir geriethen in einen heftigen Streit, er warf mir meinen Undank vor und ersuchte mich, sein Haus zu verlassen. Ich sann auf Rache. Der folgende Tag war ein Sonntag, an dem er jedes Mal zur Frühpredigt in die Stadt ging; der Weg, den er gehen mußte, war wenig besucht und führte durch einen dichten, finstern Wald, der an diesem Morgen, der ein dunkler und regnerischer war, doppelt unheimlich erschien; ich lauerte ihm darin auf — er kam nicht wieder nach Hause.

Der Jammer in der Mühle war groß, die Verzweiflung der jungen Frau, die ein Kind unter dem

Herzen trug, wahrhaft erbarmungswürdig; mit noch bluttriefender Hand, aber mit der theilnehmendsten Miene von der Welt, wagte ich es, vor sie hinzutreten und sie zu trösten. Sie aber, die eine Ahnung des Vorgefallenen hatte, lenkte den Verdacht der Gerichte auf mich und nannte mich laut einen Mörder. Ich wurde verhaftet und zum Verhör gebracht. Obwol sich keine Zeugen der Mordthat herausstellten, sprach doch meine Vergangenheit und mein früheres übelberüchtigtes Betragen zu dringend gegen mich, als daß der Versuch des Leugnens mir hätte glücken können. Mit Berücksichtigung des vorangegangenen Streites und der fehlenden Zeugen wurde ich in zweiter Instanz zu lebenslänglicher Kerkerstrafe verurtheilt. Der früher gegen mich erlassene Steckbrief war durch die Länge der Zeit gänzlich vergessen worden. Wie ich noch gleichzeitig hörte, verfiel die Mühle schuldenhalber dem Fiskus und wurde als königliches Gut eingezogen und nicht wieder verpachtet. Die unglückliche Wittwe W....r war obdachlos, dem Mangel und der Sorge preisgegeben. — Bevor ich in das Zellengefängniß zu H.... gebracht wurde, schrieb ich einen Brief an den Prinzen, dem ich das Leben gerettet hatte und erinnerte ihn jetzt an sein mir damals gegebenes Versprechen.

Ich scherzte, als ich die mir angewiesene Zelle

betrat und bedankte mich für die hübsche Wohnung bei dem mich begleitenden Aufseher; dieser sah mich ernst und schweigend an, schloß die Thür hinter mir — und ich war für immer allein. Mit Gleichmuth betrachtete ich anfangs das kleine Gemach, bald bemerkte ich jedoch mit Mißmuth, daß kein Stuhl, kein Tisch, kein Bett sich in demselben befand — nichts, als vier nackte, weiß getünchte Wände starrten mich an, die sparsam erhellt wurden durch einen einzigen Lichtstrahl, der von der Decke herabfiel. Ich legte mich verdrießlich auf den Boden und versuchte zu schlafen — der Druck meiner eisernen Ketten ließ es nicht zu, ich sprang auf und durchmaß die Länge des Zimmers, sie betrug kaum sechs Fuß. Ich kreuzte die Arme und versuchte ein Lied zu trällern — die Kehle war mir wie zugeschnürt, ich vermochte keinen Ton hervorzubringen. Nachdem ich mancherlei erschöpft, was ich für zweckdienlich hielt, mein peinliches Gefühl zu unterdrücken, alles nichts half, nichts wirken wollte, durchzuckte mich mit einem Male unter Fieberfrost der furchtbare Gedanke: hier lebenslänglich begraben zu sein! Ich schloß die Augen vor dieser gräßlichen Vorstellung und stürzte ohnmächtig zusammen.

Als ich aus meiner Betäubung erwachte, lauschte ich mit gespanntem Ohr: ich glaubte eine menschliche

Stimme zu hören — jubelnd sprang ich empor — das Klirren der Kette weckte mich aus einer qualvollen, entsetzlichen Täuschung. Da stürzte ich verzweiflungsvoll auf die Knie und versuchte zu beten — ich hatte es verlernt, vielleicht nie gekonnt, Gott wußte nichts von mir! — Aufrasend schlug ich mit meinen Ketten an die steinerne Mauer — das Blut spritzte umher und rieselte von meinen Händen, aber Niemand kam, um mir zu helfen. Ich warf mich heulend und zähneknirschend auf den Boden und sprach die gräßlichsten Verwünschungen gegen Gott und die Menschen aus, ich schrak selbst vor der Furchtbarkeit meiner Stimme zusammen — es hörte mich weiter Niemand. Ich wälzte mich winzelnd umher, kauerte fröstelnd aus einem Winkel in den andern, lachte auf, schlug mir mit der Faust in's Gesicht, sprang und hüpfte wie ein Toller herum — der Geist des Wahnsinns packte mich an. — Endlich wurde ich ruhiger und verfiel in ein dumpfes Brüten. — Wie lange ich in diesem Zustande verblieb, weiß ich nicht; ich hatte kein Maaß für Raum und Zeit, ich wußte nicht, ob es Morgen oder Abend, ob die Sonne schien oder der Mond. — Plötzlich hörte ich ein Geräusch an der Zimmerthür; ich horchte zwar hin, sprang aber nicht empor, um nicht abermals getäuscht zu werden, — aber nein,

dies Mal war es keine Täuschung, nein, nein! ein kleines Schiebfenster wurde von außen zurückgeschoben, eine Hand streckte sich herein und reichte mir Brot und einen Krug mit Wasser. Das wiederholte sich von Zeit zu Zeit, doch niemals bekam ich ein Gesicht zu sehen, nie eine Stimme zu hören. Vergeblich war es, daß ich immer und wieder um Bücher, Papier oder Arbeit bat. — Die Hand reichte mir das tägliche Brod und verschwand.

Die Zeit ging unendlich langsam hin, ich hatte verlernt nach Stunden, Tagen und Jahren zu rechnen, ich wußte nicht, war es draußen Frühling oder Herbst. Nur wenn der Winter kam, da merkte ich es wol an der grimmigen, unbarmherzigen Kälte, die hereinzog und meine Hände und Füße mit Frostbeulen bedeckte. Auch war es in einem solchen Winter — die Leute haben ihn nachher in das Jahr 18.. verlegt und als besonders hart bezeichnet — daß ich krank wurde und sehr leiden mußte; aber da kam kein Doctor oder ein Krankenwärter, der mir helfen wollte, und ich war denn doch schon sehr alt und schwach geworden. Auch gut bin ich geworden, lieber Himmel, recht gut, viel besser, als ich es war in den frühern Tagen meiner Freiheit. Woher das kommen mochte, ich weiß es nicht zu sagen, aber mein Starrsinn und unbeugsamer Trotz

war gebrochen und es war mir oft im Schlaf — ich lernte auch nach und nach schlafen auf dem kalten, steinernen Boden, lieber Herr — als stieg ein Engel des Trostes zu mir hernieder, der mich mitleidig ansah, und ich lernte ihn lieben und zu ihm beten. O, mein Gott! als ich da mein erstes Gebet zu stammeln lernte, welche Wonne und nie geahnte Seligkeit erfaßte mich da! Ich bat den Ewigen inbrünstig um Vergebung meiner Sünden und er schickte mir wieder den Engel zu, der mich lächelnd ansah und freundlich mit dem Haupte nickte. So war mir meine böse Vergangenheit vergeben, und ich erkannte mein Gefängniß als milde und gerechte Strafe an für meine großen Verbrechen. Die finstern Gestalten, die mich früher so oft in meinen Träumen schreckten, verließen mich nach und nach; mit der wachsenden Innigkeit meines Gebets verschwand der drohende Ausdruck in dem Antlitz meiner Mutter und meines edelmüthigen Freundes, die ich so grausam getödtet; er verwandelte sich in die liebevollen Züge der Vergebung und der Versöhnung. — Manchmal kam freilich auch wieder die Zeit, wo ich mich bedrückt fühlte, die Last meiner Verbrechen wieder auftauchte, die furchtbare Einsamkeit mir schwer auf's Herz fiel. — In einer solchen Stimmung war es, als sich ein Schlüssel im Schloß drehte, die Thür auf-

ging und der Aufseher, der mich bei meinem Eintritt ernst betrachtete, mit lächelnder Miene in die Zelle trat. Ich war emporgesprungen und sah ihn staunend an, ich wußte mich gar nicht zu fassen über den ungewohnten Anblick eines Menschen. „Sie sind frei! sagte der Aufseher.

Herr, wie soll ich Ihnen meine Empfindungen beschreiben! Frei! Das Wort ist so erhaben, daß es Alles in sich faßt, was der Mensch an irdischen Gütern schätzt! Ich war frei, frei! weiter fühlte ich nichts, und stürzte sprachlos, sinnlos vor Entzücken auf die Knie, blickte auf zum Allmächtigen und — weinte, weinte die ersten Thränen meines Lebens! Zunächst fragte ich, wie lange ich im Gefängniß gewesen sei. „Zehn Jahre," antwortete der Aufseher, indem er mir zugleich Reisegeld und den schriftlichen Befehl des Prinzen, dem ich meine Begnadigung zu verdanken hatte, einhändigte, mich sogleich hierher in diese Mühle zu begeben, die ich fortan als meinen Aufenthaltsort zu betrachten hätte. Es lag Gnade und Strafe in diesem Verfahren; ich wußte wol, wo ich mein Haupt niederlegen konnte, aber zu gleicher Zeit war ich auf dem Schauplatze meiner Schande und meiner verruchtesten That. — Ich kam hier an; seit den Tagen des Mordes war Niemand hier gewesen, der Betrieb der Mühle auf höhere

Anordnung gänzlich eingegangen, und auch ich durfte von der Gerechtsame keinen Gebrauch machen. Das Haus war öde und verfallen, die Bewohner der benachbarten Ortschaften vermieden es, hierher zu kommen, und nannten die Stelle: „die unheimliche Mühle.“ Mit der Versöhnung im Herzen, suchte ich eine menschliche Annäherung, ich wurde aber schnöde und verächtlich zurückgewiesen. Ich unterdrückte den aufsteigenden Groll, zog mich ganz zurück und sah und sprach Niemanden. Aber ich wurde immer hinfälliger und schwächer, ich konnte mir manches nicht allein besorgen und brauchte die Hülfe eines Zweiten nothwendig zur Bestellung des kleinen Ackers, der mir überwiesen war, und der mich ernähren sollte. Ich bot auf, was ich vermochte, bat und flehte, aber Niemand fand sich, der mit mir wohnen, sich meiner annehmen wollte. Ja, man ging mir überall aus dem Wege und erwiderte nicht meinen Gruß, ich war unter den Menschen einsamer fast, als in meinem Gefängniß. Ich mußte Gott bitten um keinen Rückfall zum Bösen und einen baldigen Tod. Meine Noth nahm aber furchtbar überhand, meine Verzweiflung stieg von Stunde zu Stunde und schon umlauerte mich der entsetzliche Gedanke an Selbstmord, als ein Umstand eintrat, der mich lange Jahre zum glücklichsten, seit wenigen Tagen zum elen-

besten Menschen gemacht hat. Ich war in einer frühen Morgenstunde beschäftigt, das kaum mehr haltbare Hausgeräth, welches Sie jetzt noch hier sehen, nach Möglichkeit herzustellen, als ein leises Pochen mich in meiner Arbeit unterbrach. Ueberrascht wandte ich mich um und öffnete selbst die Thüre. Ein junges Mädchen von ungefähr eilf Jahren trat mir weinend entgegen, in dürftiger, schwarzer Kleidung, ein kleines Päckchen mit Wäsche unter dem Arm. Nachdem ich sie hastig und erfreut zum Sitzen genöthigt hatte, flehte sie mich an, sie bei mir aufzunehmen, sie sei eine vater- und mutterlose Waise. Jubelnd im Innern, preßte ich sie an meine Brust und suchte sie zu trösten. So hatte ich es endlich gefunden, das Herz, nach dem ich mich so lange in Sehnsucht verzehrt, nach dem ich so lange geschmachtet hatte, das meine Einsamkeit theilen wollte! Aus ihren frühern Verhältnissen erfuhr ich denn noch, daß ihre Mutter, eine arme Wittwe, die um das tägliche Brod habe arbeiten müssen, in der kleinen, einige Meilen entfernten Stadt M.... vor drei Jahren im größten Elend gestorben sei; eine Bauersfrau, die sie gekannt habe und die mehrere Stunden von hier eine kleine Besitzung besaß, hatte sich der Verlassenen erbarmt und sie zu sich genommen. Aber auch diese brave Frau war vorgestern gestorben und die harther-

zigen Erben hatten das arme Kind verjagt. Verzweifelnd und planlos auf der Landstraße umherirrend, habe ihr ein Knecht gerathen, sich an mich zu wenden, ich würde sie gewiß aufnehmen. — O wie dankte ich Gott, daß er mir dieses Mädchen, das ich zu lieben beschloß, wie nie ein Vater sein Kind geliebt hat, zugeführt hatte. Ich fragte sie nach ihrem Namen, sie nannte sich Anna W.... Ich bebte entsetzt zurück und starrte sie zitternd an — es war die Tochter des von mir Hingemordeten. Scheu und ängstlich suchte ich später zu erforschen, ob sie wisse, bei wem sie eigentlich sei, sie hatte Gottlob! keine Ahnung davon. Viele Jahre lebten wir miteinander, und mein Gemüth wurde immer stiller, ruhiger, zufriedener. Nur eine Sorge lastete schwer auf mir; mit unbeschreibbarer Angst dachte ich manchmal daran, daß ein Umstand dem Kinde mein furchtbares Verbrechen enthüllen, und ich es wieder verlieren könnte! Freilich wurde sie von Allen geflohen und gemieden, wie ich selbst, als man sie in meiner Begleitung sah und wußte, daß sie in meinem Hause wohnte; aber wer hindert die Wege des Zufalls! Anna war ein gutes, ernstes Kind, die niemals eine Klage vernehmen, mich nie empfinden ließ, daß der auf mir lastende Fluch der Einsamkeit auch auf sie übergegangen war. Wir waren arm, Herr, sehr arm, das kleine

Feld am Hause mußten wir bebauen mit unsern Händen, ohne Hülfe von andern Menschen, Pferden und Pflug. Wir gingen hinaus und sammelten Knochen und Lumpen von der Straße und fuhren damit und den gewonnenen Gartenfrüchten allwöchentlich in die Stadt zum Verkauf."

Den jungen Arzt durchzuckte an dieser Stelle ein Gedanke wie ein Blitz.

„Es war wenig, sehr wenig, was wir auf den Markt brachten, aber auch das zu verwerthen, wurde uns sehr schwer. Die Menschen gingen an uns scheu und ängstlich vorüber und wollten nichts von dem „bösen Müller" kaufen und wir mußten oft zurückkehren nach Hause, ohne das tägliche Brod mitzubringen; aber wir mußten doch leben, Herr, und ich legte mich so lange auf's Flehen und Bitten, bis ich Jemanden fand, der sich unser erbarmte und für ein Geringes meine Ladung erstand. Anna ertrug Alles geduldig mit mir und suchte mich zu trösten, wenn ich weinend auf meine Hände blickte, die, altersschwach und zitternd, kaum den Spaten mehr zu führen vermochten. In zerrissenen Kleidern, da selbst die Nath nicht mehr halten wollte, ohne Schuhe, Winter und Sommer, in Sturm und Hitze, arbeitete sie unverdrossen, nur mir jede Mühe zu ersparen. „Lieber Vater," sagte sie dann

zu mir, wenn ich sie an meine Brust preßte und ihre erstarrten, von Arbeit zerrissenen Händchen mit meinen durch Alter blutlos gewordenen Fingern zu erwärmen suchte, „lieber Vater, Du hast mich aufgenommen als Dein Kind, eine Waise kann Dir das nie wieder vergelten.“ Das schnitt mir durch's Herz. — Sie war von Natur sehr still, ernst und schweigsam, aber seit einigen Wochen fiel mir eine ungewöhnliche Hast und Unruhe an ihr auf. Wenn Sonnabends der beladene Karren vor der Thür stand, konnte sie kaum den Augenblick der Abfahrt erwarten; mit übermäßiger Anstrengung zog sie ihn fort, daß ich oft Mühe hatte, mit meinen schwachen Füßen ihr zu folgen; erblickte sie die Thürme der Stadt, so jubelte sie laut auf, hielt aber seufzend und keuchend auf einmal inne, und war alsdann nur durch liebevolle Worte zum Vorwärtsgehen zu bewegen. Ich hatte zu sehr im Umgange mit Menschen gelernt, meine Augen zu Boden zu schlagen, und bemerkte deshalb nicht, ob sie vielleicht irgend Jemand in der Stadt besonders fesselte. Auf dem Rückwege war Anna schweigsamer und trauriger als je; mit gesenktem Haupte und verweinten Augen setzte sie sich bei der Ankunft zu Hause in einen Winkel und verschmähte Essen und Trinken. Ich wußte nicht, was ich davon halten sollte und beschwor und bat sie, mir

zu sagen, was ihr fehle. Sie schüttelte traurig das Haupt und sagte nur immer: „Vater, Du kannst mir doch nicht helfen!“ Ich fragte sie, ob sie krank sei, ich wolle zum Arzt gehen und ihn fußfällig bitten, hierher zu kommen. Sie heftete ihre großen, wunderbar schönen Augen sinnend auf mich und fragte mit dem Tone schmerzlicher Begierde: „Ist er ein Arzt gegen die Liebe, dann Vater, dann thu's!“ Ich schrak heftig zusammen, das hatte ich nicht erwartet. O menschliches, schwaches, gebrechliches Menschenherz, das immer und wieder, in Noth und Elend zum Urquell seiner Bestimmung, zur Liebe zurückkehrt. Vergebens suchte ich mehr von ihr zu erfahren, sie nahm meine Hand und sagte schmerzlich: „Laß das, guter Vater, der Tod wird mir wol zu Hülfe kommen.“

Tief bewegt unterbrach sich der Alte, indem er die Hände faltete und seinen gleichfalls tief erschütterten Gast betrachtete, dann fuhr er fort: „Nein, der Tod hatte noch kein Erbarmen mit ihr, die Vorsehung ihr noch eine härtere Erfahrung bestimmt — sie sei gepriesen auch dafür! Zum ersten Male seit ihrer Ankunft ging am vergangenen Sonnabend mit Blumen zum Verkauf Anna allein in die Stadt. Ich saß am Fenster, von Gichtschmerzen gequält, die meine Füße lähmten, und wartete mit ängstlicher Freude auf ihre

Rückkehr. Ich blickte hinauf zum wolkenlosen Himmel und lauschte dem Gesange der Vögel, als ich Anna wahrnahm, die verstört, mit irrem Blick und hastiger Eile auf das Haus zukam. Erschrocken versuchte ich es, aufzustehen und ihr entgegen zu gehen, als sie bereits athemlos in's Zimmer stürzte. „Herr," stammelte sie odemlos, „Herr, ist es wahr, was ich in der Stadt von dem ersten Menschen, der mich anredete, erfahren habe, daß Ihr meinen Vater ermordet habt?" Das Gräßliche war geschehen, ich hielt mich am Stuhle fest, um nicht vor Bewegung hinzusinken. Sie wiederholte die Frage scheu, ängstlich, erwartungsvoll. —

„Ja, es ist wahr!"

„Wahr!" rief sie hellauflachend, und stürzte besinnungslos zu Boden. Nachdem ich mich selbst gewaltsam aus meiner furchtbaren Erschütterung emporgerafft, versuchte ich es, sie aufzuheben. Sie erholte sich langsam, schlug die Augen auf, starrte mich verwundert an, fing an zu lächeln, dann zu lachen, lauter, immer lauter, daß es gellend durch die alten Räume drang — sie war wahnsinnig geworden. —

Ich trug sie hinauf in ihre Kammer, auf meinen schwachen Armen, die ich wund rieb, bis ihnen meine Verzweiflung Kräfte gab, und wachte an ihrem Lager.

Sie verfiel bald in die furchtbarste Raserei, bald starrte sie leise lächelnd vor sich hin, rief ihren todten Vater, den treulosen Geliebten. — Gestern ging ich hin zur Stadt in die Wohnung des Arztes — ich wußte nicht, daß sich dort ein Zweiter aufhielt, und wollte ihn sprechen. Der Diener des Hauses drohte, mich die Treppe hinabzuwerfen, wenn ich mich nicht sogleich entfernte; ich blieb und ließ mich schlagen und wartete auf seinen Herrn, bis er kam. Er bedauerte den Vorfall, den ich ihm vortrug unendlich, fügte aber hinzu, er selbst sei unwohl und könne mich nicht zur Kranken begleiten. Ich ging zu dem Apotheker der Stadt, und da ich kein Geld hatte, bot ich ihm meinen Rock an gegen eine Erfrischung für meine Kranke; er betrachtete diesen genau und da er ihm wohl zu alt und fadenscheinig erscheinen mochte, sagte der Apotheker, er sei kein Trödler und wies mich ab. Ich kam nach Hause, wie ich gegangen war, ohne Hülfe, ohne Trost, arm und elend, wie früher — jetzt werden Sie sich, mein Herr, wol den Schrei, der Sie so heftig erschreckte, erklären können."

Der Alte hatte geendigt; er faltete die schwieligen, von harter Arbeit benarbten Hände und sprach ein leises Gebet. Heftig erschüttert, bis in das Mark der Seele ergriffen, sprang der junge Arzt empor und machte

einige Gänge durch das Zimmer, durch dessen Fenster der erste Strahl des anbrechenden Morgens hereindrang. Der Sturm hatte sich gänzlich gelegt, draußen war es friedlich und heiter.

Der Alte nahm das Licht vom Tische und fragte Edmund, ob er ihn hinauf zur Kranken begleiten wollte. Edmund nickte bejahend und folgte seinem greisen Führer über eine schmale, morsche Treppe in ein kleines Zimmer, welches das beste im Hause zu sein schien, so viel einige Ueberreste von Tapeten erkennen ließen. In der hintersten Ecke war ein Strohlager aufgeschüttet und mit einem durchlöcherten Laken überdeckt, auf welchem das Mädchen lag, das Edmund sogleich als dasjenige erkannte, welches ihm so oft beim Vorüberziehn einen schmerzlichen Blick zugeworfen hatte. Er trat lauschend näher, während ihm der Alte zur Seite stand und mit zitternden Händen den Leuchter hielt. Sie schien zu schlummern, aber von unruhigen Träumen gefoltert zu sein; häufig fuhr sie mit der linken Hand über die Augen, als wollte sie einen stechenden Schmerz verscheuchen, während ihre Rechte krampfhaft einen Zipfel des Leintuches hielt. Ihr Gesicht, dessen Züge sämmtlich das Gepräge der Schönheit trugen, war von einer krankhaften Blässe überzogen, und hie und da zeigten sich rothe Flecke, die Edmund mit Schrecken bemerkte; die

Wangen waren hohl und eingefallen, die hohe Stirn mit kalten Schweißtropfen bedeckt, die langen Arme, abgehärmt und mager, von aller Hülle entblößt, umwallten die schwarzen Haare, die weit und fessellos über den Körper hingen. Ihre Kleidung war zerrissen und dürftig, doch konnte dem aufmerksamen Auge nicht entgehen, daß ein gewisses Bestreben nach Zierlichkeit und Reinlichkeit sich darin aussprach. Leise fühlte Edmund ihren Puls und hing lauschend an ihrem Athem, als sie, wahrscheinlich durch einen Traum erschreckt, denselben Schrei wie früher mit herzzerreißender Gewalt ausstieß und eine heftige Bewegung zum Aufstehen machte. Edmund trat zurück und als er sah, daß sie sich wieder beruhigte und weiter schlief, winkte er schweigend dem Alten, ihm hinaus zu folgen. Als sie an der Hausthüre angekommen waren, reichte Edmund dem Greise die Hand mit den Worten: „Ich muß jetzt nach der Stadt, man dürfte mich vermissen; sollte ich nicht schon im Laufe des heutigen Tages wiederkommen, so geschieht es morgen gewiß; trösten Sie sich und seien Sie versichert, daß ich Alles anwenden werde, was Ihnen Erleichterung von Ihrer Besorgniß und Ihrer Pflegetochter Hülfe bringen kann."

Er verhinderte mit Mühe, daß ihm der Alte dankend zu Füßen stürzte, und eilte zurück auf dem Wege zur Stadt.

Von mannigfachen Gedanken und Empfindungen bestürmt und mit dem Entschlusse, Alles zur Rettung der Unglücklichen aufzuwenden, kam er nach Hause, wo man ihn mit großer Besorgniß erwartete. Er war überrascht, seinen Vater hier zu finden, der während seiner Abwesenheit unvermuthet angekommen war. Nachdem dieser etwas von Nachtschwärmereien und dergleichen hatte fallen lassen, fragte er Edmund, ob er ihn nach G...., einer benachbarten großen Stadt, wo er einige Geschäfte abzumachen habe, begleiten wolle. Willig sagte Edmund zu, und noch an demselben Nachmittage reisten Beide dahin ab.

Einige Tage wechselnden Vergnügens vergingen für ihn und ließen keine Rückerinnerungen aufkommen, und als es dennoch ein Mal geschah, wurde sie bald wieder vergessen. Er verblieb noch kurze Zeit in G.... und trat dann fröhlich und unbesorgt die Rückreise an, mit dem Vorsatze, sogleich bei seiner Ankunft die Bewohner der „unheimlichen Mühle" aufzusuchen. Es war Nacht, als er in H.... wieder ankam. Auf seinem Tische lag ein zusammengefaltetes Blatt, welches, wie die Wirthin lachend erzählte, „der böse Müller" gestern Morgen hier abgegeben habe. Es war ein vergilbtes, schmutziges, mit angefeuchteten Brodkrumen versiegeltes Papier, welches die Worte enthielt: „Anna

liegt im Sterben; kommen Sie schnell, oder es wird zu spät!" — Unangenehm berührt, befahl der Arzt, ihn morgenfrüh zeitig zu wecken, und legte sich, von der Reise etwas ermüdet, zu Bette. Eben hatte er die Augen geschlossen und versuchte zu entschlummern, als ihn ein starker Lärm auf der Straße und Feuerruf erweckte. Ahnungsvoll sprang er rasch aus dem Bette, kleidete sich an und stürzte die Treppe hinunter. Auf seine hastigen Fragen hörte er, daß „die unheimliche Mühle" in Brand gerathen sei, wahrscheinlich auf Anstiften des bösen Müllers selbst. Schnell ließ er ein Pferd satteln und jagte dahin. Er kam gerade noch an, um das Bewußtsein mit sich hinwegzunehmen, daß er nicht ganz schuldlos sei an der letzten verzweiflungsvollen That des unglücklichen Verbrechers.

Es waren noch wenige Menschen auf dem Platze, die nur die Neugierde hierhergeführt hatte, und die müssig und unthätig dem furchtbaren Schauspiele zusahen, das sich vor ihren Augen entwickelte. Die Mühle stand in hellen Flammen; wirbelnd schlugen sie hoch auf und leckten bereits an den Sparren des Daches, dessen Ziegel glühend und knisternd wie Feuersterne durch die Gewalt des Windes weithin in die Nacht hinaus geschleudert wurden; krachend stürzte das Gebälk im Innern des Gebäudes zusammen und nährte

die feurigen Riesenwolken, die unter Qualm und Rauch sich durch die Finsterniß wälzten. — Aengstlich, mit gespanntem Ohr, lauschte der Arzt, ob er nicht einen menschlichen Hülfeschrei vernehmen würde, aber nichts unterbrach die ringsum herrschende Stille, als das gewaltige Prasseln des immer heftiger wogenden Feuermeeres und das heulende Winseln eines Hundes, dessen wüthender Schmerz zum Himmel schrie; vergebens versuchte er in das Innere der Brandstätte zu dringen, vergebens eilte er da und dorthin — die Flammen schlugen ihm überall lechzend und gierig entgegen. Da, mit einem Male, hoch oben, auf der äußersten Spitze des Giebels, zeigte sich die dunkle Gestalt eines Mannes, der mit dem einen Arm einen menschlichen, dem Anschein nach todten Körper nachschleiste, den andern hochaufgerichtet zum Himmel streckte — es war ein Augenblick — man sah sein weißes, spärliches Haar vom Winde bewegt, die faltenreichen Kleider eines Weibes — die brausenden Feuerwogen schlugen über sie hin — sie waren verschwunden.

Magdalena.

Optimus ille animi vindex, laedentia pectus
Vincula qui rupit, dedoluitque semel.

Im Riesengebirge, mitten im Walde, in der Gegend von Hirschberg, trifft man auf Ueberreste einer verfallenen Hütte. Noch vor wenigen Jahren war sie bewohnt und in einem ganz anderen, stattlichen Zustande. Damals rauchte hier die Esse einer Schmiede fortwährend, und vier rüstige Arme schwangen den eisernen Hammer mit solcher Kraft und Gewalt, daß Stab und Ambos erzitterten, ringsum Feuerfunken stoben, der dröhnende Schlag weithin durch Berg und Wald erklang. Kinder und Erwachsene aus dem benachbarten Dorfe kamen oft herbei, namentlich an schönen Sommerabenden, wenn die Johanniskäfer um die Wette leuchteten mit den sprühenden Spähnen des glührothen, prasselnden Eisens, und stellten sich gaffend vor die offene Thür des Hauses; war es doch eine Lust mit anzusehen, wie Vater und Sohn im Fleiße wetteiferten und dabei Lieder sangen, die das harte Eisen und das Herz in jeder Menschenbrust weich

und geschmeidig machen mußten. — Besonders der Sohn, der große Georg, hatte eine so kräftige und doch milde Stimme, daß man ihm nicht genug zuhören konnte und darüber die tiefen mächtigen Töne des Vaters ganz überhörte. Wer die Beiden so friedlich miteinander arbeiten sah, konnte sich freilich nicht denken, daß zwischen ihnen Zwitracht herrsche, daß sie sich sonst nicht vertrügen, und dennoch war es so. Der Vater, im ganzen Gebirge nur „der Schmied im Wald" genannt, war ein strenger, verschlossener Mann, der wenig Umgang mit seinen etwas abgelegner wohnenden Nachbarn pflog. Ein unverdrossner, redlicher Arbeiter war er freilich, früh und spät auf seinem Platze, auch wußte ihm Niemand etwas Uebleres nachzusagen, als daß er hie und da manchmal zu tief in den Bierkrug guckte, aber Freunde hatte er sich nicht erworben. Schon sein Aeußeres gefiel den Andern nicht, er schaute immer finster und verdrossen drein, obwol es einige Gutmüthige gab, die das seinem großen schwarzen Barte zuschrieben, der gar seltsam gegen die grauen, beinah weißen Haare seines Kopfes abstach. Der Sohn, der Georg, hatte wenig Aehnlichkeit mit dem Vater; blond, stark und groß, wie die schlanken mächtigen Tannen des Waldes, blickte er doch so sanft und mild mit seinen hellblauen großen Augen, daß

ihm alle Männer gut waren und die Mädchen bei der festlichen Musik am Sonntag, mit Keinem lieber tanzten, wie mit ihm. Davon war nun freilich nicht oft die Rede, denn Georg hielt sich zurück, liebte es, still für sich zu gehen, noch spät nach vollbrachtem Tagewerk durch die Wälder und Berge zu streifen. Zuweilen blieb er die ganze Nacht unter einem Baume sitzen, Sterne und Mond betrachtend, versunken in eine Welt von Träumen, die aus seiner Seele heraufquollen wirr und fessellos, die er nicht zu deuten vermochte. Der große sanfte Georg liebte die Blumen über die Maßen, nur die Rose nicht. Fragten ihn die Mädchen warum, wußte er nichts zu antworten. Mit Anbruch des Tages war er wieder rüstig bei der Arbeit, oft, ohne das Auge geschlossen zu haben, um seinem strengen Vater, der ihn sehr häufig und unverdientermaßen, gar hart und rauh anließ, keine größere Veranlassung zum Zorne zu geben.

Eines Abends, die ersten Blätter fielen vom Baum, und verkündeten das Nahen des Herbstes, hielt eine Kutsche vor der Schmiede. Ueberrascht von dem ungewohnten Anblick, da alle Wagen gewöhnlich im Wirthshause, an der entlegneren Landstraße zu halten pflegten, unterbrachen Vater und Sohn die Arbeit und traten heran. Ein ältlicher Herr kam ihnen bereits entgegen

und reichte, wie ein alter Bekannter dem Ersteren die Hand. Mißtrauisch betrachtete ihn der Schmied eine Zeitlang, bevor er den Gruß erwiderte, dann wie von einer längstentflohenen Erinnerung betroffen, zuckte er die Augenbrauen und blickte den Fremden durchbohrend an. Dies unfreundliche Entgegenkommen anscheinend nicht beachtend, nahm ihn derselbe mit verbindlichem Lächeln unter den Arm, indem er einige Worte gleichzeitig an Georg richtete, und zog den leise Widerstrebenden an einen entlegneren Ort, tiefer im Walde.

Georg, der auf der Thürschwelle stehen geblieben war, betrachtete mit großem Wohlgefallen die schönen Pferde des Angekommenen und wollte sich eben in ein Gespräch darüber mit dem bärtigen Kutscher einlassen, als er im Wagen eine dicht verschleierte Dame bemerkte. Sie erweckte seine Aufmerksamkeit und ohne das Unbescheidene seines Benehmens zu erkennen, wurde sie der Gegenstand seiner ausschließlichen Betrachtung. Die Dame schien dies anfänglich nicht beachten zu wollen, später machte sie jedoch eine abwehrende, und wie es schien, unwillige Bewegung mit der Hand, indem sie sich auf die andere Seite wandte. Erröthend und jetzt das Unpassende seines Benehmens fühlend, wollte sich Georg in die Schmiede zurückziehen, als ihn die Stimme seines Vaters tiefer in den Wald

rief. Es wurde ihm der Befehl ertheilt, sogleich das obere Zimmer in Ordnung zu bringen und für heute die Arbeit einzustellen. Zögernd wiederholte Georg: das grüne Zimmer? und blieb unentschlossen stehen.

Nun, welches denn? fuhr der Alte auf, haben wir so viele? Fort! Georg ging, während Jener, wie erklärend, sich an den Fremden wandte: Der Bursche ist nicht klug, ihm spuken Gespenster und Kobolde im Kopf. Weil seine Mutter in jenem Zimmer starb und wir es seit jener Zeit nicht gebraucht haben, müsse es Jedem Unglück bringen.

Das ist erklärlich, Sie wohnen ja im Vaterlande der Märchen, im Riesengebirge, alter Kriegskamerad, der noch immer nicht einen unüberlegten Jugendstreich vergessen kann, entgegnete lächelnd der Fremde, indem er fortfuhr: ich bin inzwischen ein Anderer, hoffentlich Besserer geworden, auch hat der Vorfall ja keine weiteren Folgen gehabt. Doch, noch Eins! wie ist es mit der Bedienung? haben Sie Jemand dafür?

Nein, unsere Bedürfnisse sind so gering, daß ich und mein Sohn größtentheils Alles selbst besorgen, jedoch kommt zu Zeiten eine Bäuerin zu uns in's Haus, die unsere Einkäufe übernimmt.

So muß ich meine Tochter ersuchen, sich für jetzt in die Umstände zu fügen; in wenigen Tagen komme

ich zurück, dann wird hoffentlich Alles geordnet sein, oder ich werde ihr, falls sie länger hier verweilen müßte, ein Mädchen zur Aufwartung mitbringen. Indem der Fremde dies sagte, zog er eine Brieftasche aus seiner Rocktasche und überreichte dem Alten mehrere Banknoten, hinzufügend: Dies wird auf einige Zeit hinreichen, Sie für Ihre Auslagen zu entschädigen, doch bitte ich nochmals dringend, keine Vorsichtsmaßregeln aus den Augen zu lassen, meine Tochter mit Niemandem in Berührung zu bringen, selbst Ihren Sohn fern zu halten.

Der alte Schmied versprach es, indem er das empfangene Geld sorgfältig in seinem Schurzfelle verbarg. — Es war inzwischen finsterer geworden, ein feuchter Nebel senkte sich von den Bergen herab und durchwallte das Thal. Die Pferde wurden ungeduldig, mit aufgerissenen Nüstern zerrten sie an den Strängen und laut wiehernd zerschlugen sie den feuchtgewordenen Boden. Der Fremde trat an den Wagen und unterhielt sich leise mit der Dame, die er als seine Tochter bezeichnet hatte. Inzwischen war auch Georg mit der Besorgung des grünen Zimmers fertig geworden und kam, eine brennende Kienfackel in der Hand, heraus. Sobald der Vater seiner ansichtig wurde, entriß er ihm die Fackel und herrschte ihm zu, sich zu

entfernen. Georg gehorchte widerstrebend und ging auf sein bescheidenes Zimmer, dessen einziges Fenster auf den Hof hinausführte. Während er hier verweilte, wurde die Dame aus dem Wagen gehoben und von den beiden Männern die schmale kurze Treppe hinaufgeleitet, die zu dem ihr bestimmten Gemache führte. Es war sehr sparsam eingerichtet und von geringem Umfange. Das ganze Hausgeräth bestand aus dem Nothwendigsten: einem Sopha, mehreren Tischen und Stühlen und einem großen Spiegel, der in alterthümlicher Fassung, abstechend genug gegen das Uebrige, von der Decke bis fast auf den Boden reichte. Einige vergilbte, werthlose Bilder hingen an der Wand und ließen es zweifelhaft, ob sie dieser zur Zierde gereichten. Alles war aber zur Bewunderung reinlich, wenn man in Betracht zog, daß seit mehreren Jahren keine weibliche Hand hier geordnet und gewirthschaftet hatte. Zwei Fenster mit in Blei gefaßten Scheiben, zeigten auf den Wald und das Gebirge. Noch führte eine Thür in eine anstoßende Kammer, welche das frischüberzogene Bett enthielt und einen Schrank, der zur Aufbewahrung der Kleidungsstücke dienen sollte. Ein Fenster, welches man mit dieser Benennung hätte bezeichnen können, war aber nicht darin, eine einzige, rundgefaßte Scheibe ließ nur spärliches Licht herein

und gewährte die jedenfalls schlimmste Aussicht, die auf den Hof.

Die Dame übersah das Ganze mit einer mißbilligenden Miene, setzte sich aber, ohne ein Wort zu äußern, stillschweigend in eine Ecke des Sophas, während der Kutscher, der sie hierher gebracht hatte, mit einem großen Koffer die Treppe heraufpolterte. Nachdem er diesen mitten im Zimmer abgeladen und sich wieder entfernt hatte, öffnete der Fremde den Koffer, nahm ein Paar silberne Handleuchter heraus und aus einem größeren Pack zwei Wachskerzen, die er an der Kienfackel anzündete.

Der alte Schmied wollte sich alsdann entfernen, blieb aber auf das Gebot der Dame, die zum ersten Male ihm gegenüber die Lippen öffnete, und die es augenscheinlich zu vermeiden suchte, mit ihrem Vater allein zu bleiben. Dieser stimmte zu ihrer sichtlichen Befriedigung, ihrem Ausspruche bei, blieb auch nur noch wenige Augenblicke, die er damit ausfüllte, seiner Tochter einige minder wichtige Verhaltungsregeln mitzutheilen, ihr zu sagen, daß sie sich in diesem einsamen Hause nicht fürchten solle, sie sei in guter Obhut, und in höchstens acht Tagen sei er auch wieder zurück. Sie gab auf Alles keine Antwort und duldete es stillschweigend, daß er ihr zum Abschied einen Kuß auf die Stirne drückte. Hierauf entfernte

er sich, indem er dem alten Schmied, der bis dahin immer an der Zimmerthür gestanden hatte, einen Wink gab, ihm zu folgen. Ohne auf dessen Bemerkung, daß ihn die Kälte seiner Tochter etwas befremde und daß ihm die ganze Begebenheit unangenehm sei, etwas zu erwidern, drückte ihm der Fremde die Hand, versprach, in wenigen Tagen weitere Nachricht zu senden, stieg rasch in den Wagen, rief dem Kutscher zu, und fort rollte er durch die Nacht.

Georg war inzwischen aus seinem Zimmer in die Werkstatt, aus der Werkstatt wieder in sein Zimmer gegangen. Eine Unruhe kam über ihn, die er sich nicht erklären konnte. Fortwährend dachte er an die junge schöne Dame, die auf so geheimnißvolle Weise hier angekommen war. Daß sie jung und schön sei, hatte er nicht sehen können, aber er bildete es sich ein, daß sie es sei, es stand in seiner Seele fest bis zur Evidenz. Es ist das schöne Geschenk der Jugend, daß sie von den Flügeln der Einbildung getragen wird; wie lange dieser holde Traum dauert, ist freilich eine andere Sache. Er sagte sich auch, daß sie unglücklich sei, ja, es wurde diese Ansicht bei ihm zur Gewißheit. Noch mehr! eine innere Stimme wiederholte ihm, daß der Dame Gefahr drohe, daß er zu ihrem Beschützer und Retter bestimmt sei. Hätte er freilich Jemand

Rechenschaft geben sollen über das Warum dieser seiner Gedanken und Einbildungen, so würde er es nicht vermocht haben, seine Bemühung vergeblich und unklar gewesen sein. Er hätte vielleicht sagen können in der Sprache eines Naturmenschen: Seht Ihr, hier innen, in meinem Herzen, da ist ein Stück, das größere und bessere, das nicht mir gehört, das muß wieder zurück, wo es entnommen ward, ein Anderer besitzt wieder von meinem Herzen etwas; bis wir uns nun gefunden und das Eigenthum ausgetauscht haben, vergeht eine geraume Zeit, aber sie kommt, denn es ist einmal so bestimmt; aber er hätte nicht sagen können: daß oft uns ganz fremde Personen in unser Leben entscheidend eingreifen, daß bei ihrem ersten Anblick unsere Seele lautlos ruft: Der ist's, oder Die! Er hätte nichts gewußt von Prädestination, er hätte nicht das dämonische Flüstern gehört, das in unser Ohr raunt und die Seele erbeben macht, naht sich plötzlich eine Erscheinung, die bereits früher in unsern Träumen gewirkt und gelebt hat.

Es ist nur zu wahr, daß wir gewisse Ereignisse, die augenblicklich außer der Möglichkeit und Fernsicht unserer Verhältnisse liegen, dennoch vorherfühlen, ohne diesem Gefühl einen festen, bestimmten Ausdruck, einen sichern Farbeton geben zu können, es umwallt uns wie der Dunstkreis einer drohenden Wolke. —

Georg empfand von dem Allen etwas, und zermarterte sich vergeblich, in's Klare zu kommen. Er lauschte, da ihm der Vater befohlen hatte, nicht auf die Hausflur zu treten, an der leise geöffneten Thür, die dahin führte, in der Hoffnung, die Dame im Vorübergehen näher betrachten zu können, sein Vater und der Fremde vereitelten aber diesen Versuch, indem sie neben der Dame einhergingen und zwar auf der Seite, wo Georg stand, und die Dame überdies ihren Schleier noch immer nicht zurückgeschlagen hatte. Später hörte Georg die Beiden die Treppe herabkommen und den Wagen davonfahren. An seine Kammer grenzte, nur durch eine Wand getrennt, die Stube seines Vaters, hatte aber mit dieser keine Verbindungsthüre. Als Georg hörte, daß sein Vater Anstalt machte, sich zur Ruhe zu begeben, verhielt er sich still, als ob er es bereits gleichfalls gethan hätte; ihn floh aber der Schlaf, und als er nach einiger Zeit glauben mochte, daß er es ohne Besorgniß des Gehörtwerdens wagen könne, schlich er leise durch die Werkstatt über die Hausflur, öffnete geräuschlos die durch einen Riegel geschlossene Thüre, und trat in's Freie hinaus.

Es war schon spät in der Nacht. Ein leiser Wind hatte sich erhoben und spielte mit den dürren Blättern, die, herabgefallen von Kronen und Aesten, auf und nie-

der tanzten. Durch die in banger Erwartung zittern-den Bäume zogen die geheimnißvollen Schauer des Herbstes und schüttelten das welkende Laub, bis es, losgerissen vom Stamm, rauschend in der Dunkelheit verschwand. Durch die verdorrenden Aeste ging ein dumpfes Aechzen, das in anschwellender Klage durch den Wald weiter und weiter zog, bis es sich an starren Felswänden brach. Hie und da huschte ein einsamer Vogel von Baum zu Baum und suchte sein verborge-nes Lager; in der Ferne erklang das heisere Geschrei eines Raben und weckte den einförmigen Ruf des Kukuks, der schlaftrunken auf der höchsten Spitze einer Tanne er-wachte. Der Mond ging auf und warf einzelne Licht-strahlen herab, neidische Wolken, die eilend von Osten nach Westen zogen, hemmten die volle Entwicklung seines magischen Glanzes. Die Sterne waren fast gänzlich verhüllt. — Nach und nach wurde es ganz still, das Geschrei der Vögel verstummte, nur das Flüstern in den Bäumen dauerte fort, der vernichtende Hauch des Herbstes berührte sie unfaßbar und de-müthig neigten sie ihr Haupt, das seinen schönsten Schmuck, tausende von Blättern verlor. —

Georg athmete in langen Zügen die frische Wald-luft und schritt unhörbar auf die entgegengesetzte Seite des Hauses, von wo er das ganze Gebäude übersehen

konnte. In den oberen Fenstern brannte das Licht noch fort, er bemerkte einen hin- und herschwankenden Schatten und stellte sich aus Furcht vor der Verrätherei des eben hervorblickenden Mondes hinter den Stamm einer gewaltigen Eiche. Von hier aus konnte er deutlich wahrnehmen, wie die Fremde dicht ans Fenster trat und lange hinausblickte in die wilderregte Natur. Ihre Züge konnte er nicht erkennen, die Vorhänge warfen ihren Schatten über die ganze Gestalt. Was hätte nicht Georg Alles hingegeben, hätte er an ihre Seite eilen, vor ihr niederknieen können und sagen: Du scheinst mir unglücklich, ich bin es! laß uns gemeinsam den Kummer tragen, erzähle mir Deine Sorgen, vielleicht kann ich Dir helfen! Er fühlte seine ganze Seele gehoben, er wußte es, jetzt in diesem Augenblicke, daß sie Gefahr umschwebe, und schon wollte er, angespornt durch eine unsichtbare Macht hinstürzen und sie anrufen, als er unfern von sich das Knistern von Fußtritten vernahm und gleichzeitig die Fremde vom Fenster trat, die Vorhänge zuzog und das Licht verlöschte. Mit einem leisen, kaum hörbaren Seufzer, zog er den schon erhobenen Fuß zurück und lauschte gespannt dem jetzt stärker vernehmbaren Rauschen. Eine unsägliche Angst kam über ihn, nicht für sich, nur für sie, die Unbekannte, aber gewaltsam sprach er sich Muth

zu und bückte sich, im heimlichen Instinkt hinter das ihn umgebende Gesträuch. Kaum hatte er sich hier verborgen, als die Straße vom Dorfe her, zwei Männer dicht an ihm vorüber gingen, stehen blieben und sich vorsichtig überall umsahen. Georg konnte sie deutlich erkennen. Der Eine war jung, groß, schlank und in Jagduniform; der Andere schien dem Bauernstande anzugehören, wenigstens deutete Alles darauf hin, der Anzug, die gedrungene, kräftige Gestalt, die starken gebräunten Züge des Gesichts und die derbe Redeweise, wie sich aus einem kurzen leise geführten Gespräch herausstellte. Das Nest ist bereits geschlossen, brummte er, und wir haben das leere Nachsehen. 'Sist doch ein verteufelter Kerl dieser R.... — er nannte einen Namen, den Georg nur halb verstand. —

So bleibt nichts Anderes übrig, erwiderte der Jüngere, indem er sein Gewehr von der Schulter nahm und sorgsam die Pfanne prüfte, als das Haus zu überfallen und mit Gewalt einzudringen. „Seid Ihr denn aber auch gewiß überzeugt, zögerte der Andere, daß sie hier ist? Kann sie nicht nach Friedberg oder in ein benachbartes Dorf gebracht worden sein.

Nicht doch, ich habe ja den Brief und verfolgte den Wagen, so weit ich konnte. Daß Eure Mähre den Hals brach, verzögerte das ganze Unternehmen.

In das Haus können wir aber heute nicht, entgegnete der Bauer, die Schmiede sind grobe Gesellen und wir sind Ihrer nur zwei; auch der Mond macht ein so verteufelt neugieriges Gesicht, daß wir lieber noch einige Tage warten, bis er sich ganz verkriecht. Seid gescheit und befolgt meinen Rath.

Wo sollen wir aber bis dahin uns aufhalten? wandte der Jüngere ein.

Laßt mich nur machen, ich kenne Winkel und Plätze genug im Gebirge, versicherte der Bauer, einige Tage früher oder später machen nichts aus. Kommt, wir wollen uns wenigstens die Hausgelegenheit ein wenig betrachten. Der Jäger wollte noch etwas einwenden, sein Begleiter blieb aber bei seiner Ansicht und zog ihn mit Gewalt fort. Sie gingen einige Schritte, blieben wieder stehen, indem der Jüngere fragte: wo mag nur ihr Zimmer sein? — Nun, wo denn sonst, als da oben, lachte der Bauer, indem er einen Stein aufhob und gegen die Fenster warf, kommt, kommt, jetzt wird es bald spuken, der Hofhund könnte uns verrathen und zwischen die Beine fahren. —

Georg war unentschlossen, was er thun sollte. Es drängte ihn, hervorzustürzen und über die Beiden herzufallen, aber er bedachte zugleich, daß er wehrlos sei und gegen zwei Bewaffnete, denn auch der Bauer

trug eine Büchse, nothwendig unterliegen müßte. Er hatte Geistesgegenwart genug, um sich zu sagen, daß mit seiner Niederlage, die trotz seiner bedeutenden Körperkraft vorauszusehen war, es den Beiden ein Leichtes sein würde, in das Haus zu bringen und die Dame zu entführen. Daß es auf diese abgesehen war, sagte ihm das Gespräch. Hätte der Jüngere sein Vorhaben gleich ausgeführt, so würde Georg natürlich keinen Augenblick gezögert haben, ihnen nachzuspringen, sich mit irgend einem eisernen Werkzeuge zu bewaffnen, dem Vater zu wecken, und die Beiden entweder niederzuschlagen oder gefangen zu nehmen. Leise bog er die Zweige des ihn verbergenden Gesträuches zurück, als sich die Fremden entfernten und beobachtete aufmerksam ihre Bewegungen. Er sah, wie sie sich von der graden Straße entfernten und den Weg hinter der Schmiede einschlugen, bald waren sie seinen Augen entschwunden. Sachte trat er hervor und umging das Haus; er hörte nichts mehr. Einen Blick warf er noch hinauf nach den oberen Fenstern, dann begab er sich eben so vorsichtig, wie er gekommen war, in seine Kammer zurück. Lange floh ihn der Schlaf, verworrene Gedanken durchkreuzten seine Seele, und als er endlich zu entschlummern begann, verfolgten ihn halbwache Träume, das Bild der unbekannten Dame, die

fremden, ihm eben so geheimnißvollen Männergestalten. Dazwischen durch fühlte er einen heftigen Schmerz, vor seinen geschlossenen Augen sah er den Jäger in den Armen einer schönen, bleichen Dame.....

Die Sonne stand schon hoch, als ihn ein heftiges Rütteln und die zornige Stimme seines Vaters erweckte. Rasch sprang er empor und kleidete sich an. Heute wollte die Arbeit aber nicht so gut von statten gehen, wie sonst, der Hammer wurde seiner Hand zu schwer, und es bedurfte einer nachdrücklichen Vermahnung des Vaters, bevor er sich von seinen Gedanken losreißen konnte. Er fragte sich fortwährend, ob er diesem von seinen nächtlichen Erlebnissen etwas mittheilen sollte; eine heimliche Scheu hielt ihn davon zurück. Er sagte sich im Stillen: ich allein will sie beschützen. Als aber die Sonne immer höher stieg und Niemand die Treppe hinunter kam, wie er mit leiser Hoffnung erwartete, konnte er nicht länger die Frage unterdrücken: Wer denn die junge Dame bedienen solle? sie könnte sich doch nicht Alles allein besorgen.

Für Dich, herrschte ihm der Vater zu, giebt es außer mir Niemanden im Hause! Bursche, hüte Dich, gegen Jemand davon zu sprechen. Georg schwieg, suchte aber aus der Schmiede zu kommen, um die Fenster beobachten zu können. Glücklicherweise kamen

mehrere Bauern mit ihren Pferden, die sie beschlagen ließen. Als er vors Haus trat und den Huf eines verletzten, sehr schönen Hengstes, welcher ihm dadurch auffiel, untersuchte, erkannte er zu seiner nicht geringen Ueberraschung in dem Manne, der sich für den Besitzer des Pferdes ausgab, denselben Bauer, den er vergangene Nacht in Begleitung des Jägers gesehen hatte. Auf seine Frage, woher er komme? pfiff der Bauer mit verschmitztem Lächeln eine bekannte Volksweise und entgegnete kurz: aus der Stadt. Es lagen viele Städte in der Umgegend, Georg konnte sich nun denken, welche er wollte, aber er war entschlossen die Möglichkeit einer Aufklärung sich nicht so leicht entgehen zu lassen. Er verzögerte absichtlich die Arbeit und suchte den Bauer, der ihm doch mehr zu sein schien, wiederholt in ein Gespräch zu verwickeln. Es gelang ihm aber durchaus nicht und zu seinem Verdrusse bemerkte er auch noch, wie Jener heimlich nach den Fenstern, die ihm so wichtig waren, hinaufblinzelte. Endlich war die Arbeit vollendet, der Bauer bezahlte, schwang sich lachend auf sein Pferd, rief: auf Wiedersehn! und jagte davon. Georg stand rathlos, in seinem Kopfe kreuzten sich viele Pläne, doch kam er zu keinem Entschlusse. Es wurde Mittag, es kam der Abend, von der Dame war nichts zu hören,

noch zu sehen, die Vorhänge ihres Zimmers blieben fest geschlossen. Wie gern hätte er ihr einen Wink gegeben, wie gern ihr zugeflüstert: Seid auf der Hut! Zu seinem Vater hatte er kein Vertrauen, auch fiel ihm dessen erste Begegnung mit dem Fremden wieder ein, er mußte auf eine frühere Bekanntschaft schließen, die mindestens, nach allen Wahrnehmungen, die er gemacht hatte, für seinen Vater keine angenehme gewesen sein konnte. Indem er noch hin und her überlegte, trat die Bäuerin, die häufig bei ihnen verkehrte und manche Einkäufe für ihren Haushalt besorgte, in die Schmiede. Ein Lichtstrahl fiel in die Seele Georgs. Er hämmerte vor Freude auf das Eisen, das er bearbeitete, so gewaltig los, daß es zersprang und in Stücken herumflog. Ei, ei, Herr Georg, rief die Bäuerin, indem sie die Schürze vor das Gesicht hielt, um nicht getroffen zu werden, was macht Ihr denn für Streiche. Wollt Ihr nicht, daß ich komme, so geh' ich wieder. Georg suchte sie, selbst erschrocken, zu beruhigen, während der Vater ihm einen zornigen Blick zuwarf und ihm befahl, die Arbeit einzustellen. Er müßte nach der Stadt, hieß es. Das war nun ein heftiger Donnerschlag für ihn, und sprachlos starrte er vor sich hin, wie seinen Ohren nicht trauend. Nach der Stadt? wiederholte er zögernd.

Soll ich Dir mit der Hand begreiflich machen, wohin? schrie der Vater, indem er zugleich Miene machte, seinen Worten einen besonderen Nachdruck zu geben. Georg trat zurück und sah ihm starr und bleich ins Gesicht. Zum ersten Male überlief ihn der Gedanke, daß der blinde Gehorsam des Kindes gegen die Eltern eine Grenze habe, daß eine immerwährende Nachgiebigkeit gegen Härte und Druck zur Knechtschaft und Unterdrückung führe, daß diese Tyrannei nicht gerechtfertigt sein könne vor Gott und Menschen — er war entschlossen, diesmal nicht zu gehorchen. Schon oft hatte er gefühlt, daß kein kindliches Band zwischen ihm und dem Vater bestehe, daß dieser ihn härter behandle, als er verdiente, aber er war zu keinem klaren Bewußtsein gekommen, jetzt stand es lebhaft vor seinen sichtbaren Augen: er geht zu weit, so behandelt kein Vater sein Kind! ich habe ohne Murren Alles ertragen, was er mir aufgebürdet hat, Hunger und Kälte, ja sogar Schläge, wo ich sie nicht verdiente, das darf nicht mehr sein, ich darf das nicht länger ertragen! Mit thränenden Augen, aber entschlossen erwiderte er mit fester Stimme: kein Schlag, Vater, es dürfte nicht gut sein, und ich kann diesmal nicht gehorchen!

Nicht? Nicht? stieß der Schmied zähneknirschend hervor und griff, vor Wuth zitternd, nach einer nahe-

liegenden Stange Eisen, so will ich Dir wenigstens die Knochen im Leibe zerschlagen! Mit beiden Händen packte er den Stab — Georg stand regungslos und erwartete den tödtlichen Schlag — die Bäuerin schrie entsetzt nach Hülfe und eilte hinaus — der Vater holte weit aus — da trat zwischen ihn und Georg hochaufgerichtet, mit erhobener, abwehrender Hand eine weibliche Gestalt. Erblassend ließ der Schmied langsam das schwere Eisen zu Boden sinken. Es arbeitete furchtbar in seinem Innern, krampfhaft hob sich seine Brust, die Augen rollten wild von einem Gegenstande zum andern. Georg stand noch immer regungslos, dann fiel er auf die Kniee und sah mit leuchtendem Blick auf die schöne, so plötzliche Erscheinung. Schüchtern trat auch die Bäuerin wieder herein, die durch ihr Hülfegeschrei die Veranlassung gegeben hatte, daß die Dame herabgeeilt war und durch ihr entschlossenes Dazwischentreten vielleicht einen Mord verhütete. Trotz ihrer nicht geringen Schwatzhaftigkeit, die sich gern in einem: Gott sei Dank! es ist glücklich vorüber! Luft gemacht hätte, wagte sie doch nicht das allgemeine Verstummen zu unterbrechen. Niemand hatte Worte, die Erschütterung war zu mächtig gewesen, als daß sie so leicht hätte besiegt werden können. Auch die Fremde, wie selbst erschrocken über ihre gefährliche Kühnheit, verblieb

noch in ihrer Stellung und wurde dann so schüchtern, daß sie kaum aufzublicken wagte. Wie ist sie doch so schön! dachte Georg, und in der That, sie war es. Der Spiegel der Seele, ihre dunklen, wunderbar lichten Augen sagten: hier ist ein edles, frommes Gemüth! damit harmonirte alles Uebrige. Eine Fülle der schönsten, dunkelblonden Haare lagen gescheitelt auf einem Haupte, das wie von einem Heiligenschein umstrahlt schien, die Gestalt war edel und schlank, die Züge ihres Antlitzes sämmtlich von einem Gepräge, das der Meister der Schöpfung nur sparsam zu gewähren scheint, denn man begegnet solchen Zügen so selten, und geschiehts, daß man ihnen begegnet, ist das Bild bereits ein getrübtes, angehaucht von dem Jammer oder der Verirrung des irdischen Lebens. —

Georgs Vater faßte sich zuerst, zögernd warf er das Stabeisen von sich und richtete einige Worte der Entschuldigung an die Fremde. Aus seinem Blicke sprach aber keineswegs Versöhnung und Vergebung, er fiel vernichtend auf seinen Sohn, der ihn auch zu gut kannte, als daß er sich damit Hoffnung gemacht hätte. Georg war aufgestanden; es drängte ihn, jetzt alle seine Befürchtungen auszusprechen, der Dame zu sagen, daß ihr Gefahr drohe, daß er sie beschützen, sie retten wolle, aber es fehlten ihm die Worte; demüthig

und zitternd, durchbebt von einem Gefühle, das ihm bis dahin fremd war, das alle seine Pulse elektrisirte, das ihn mit ungeahnter Seligkeit erfüllte, blickte er stumm und regungslos auf den Boden, während sein Herz in Ueberfülle der Empfindungen hätte zerspringen mögen. Auch machte sein Vater das Vorhaben unmöglich, er trat zwischen Georg und die Dame, indem er diese bei der Hand ergriff und mit gesuchter Höflichkeit bat, wieder auf ihr Zimmer zu gehen. Wenn Sie etwas brauchen, fuhr er fort, indem er auf die Bäuerin zeigte, die an der Thür gelehnt stand, so wenden Sie sich nur an diese Frau, sie wird Alles besorgen. Die Dame schickte sich zum Gehen an, hielt aber, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, nach wenigen Schritten inne und kehrte sich zu Georg mit der Frage: Könnten Sie wol eine Bestellung für mich ausführen?

Freudig wollte dieser zusagen, als ihn der Vater mit der Bemerkung unterbrach: Wenn Sie etwas wünschen, so wenden Sie sich an mich. Ach, ich vergaß, daß ich hier eine Gefangene bin! erwiderte die Dame leise und zitternd und eilte die Treppe hinauf nach ihrem Zimmer. Der alte Schmied und auf seinen Wink die Bäuerin folgten. — Georg hatte die Worte vernommen, trotzdem, daß sie kaum hörbar gesprochen worden waren. Es stand bei ihm fest, Alles für die

Dame zu thun, selbst mit Aufopferung seines Lebens. Ihr Anblick hatte ihn wunderbar ergriffen und mit einer Thatkraft erfüllt, die keinen Widerstand mehr kannte. Eine dunkle Stimme sagte ihm aber auch, daß er keine Zeit mehr zu verlieren habe, daß er sogleich handeln müsse. Sein Vater, das fühlte er, war sein Feind, er stand im Kampfe gegen das Bild seines Herzens, das heller und heller strahlte, je mehr er sich den gehabten Eindruck wiederholte, und auch diesen zu vernichten, wenn es sein müßte .... er bebte vor diesem entsetzlichen Gedanken zurück, es überlief ihn kalt.. aber er sagte: ich muß! Er warf den Hammer, den er eben ergriffen hatte, um mechanisch die aufgetragene Arbeit zu vollenden, von sich, daß der Boden dröhnte und krachte, und eilte auf sein Zimmer. Georg konnte schreiben, schlecht und recht, er ergriff eine alte, lange nicht gebrauchte Feder und schrieb einige Worte auf ein altes, vergilbtes Stück Papier, das er dann sorgfältig in seinem Schurzfell verbarg. Dann trat er wieder hinaus in die Schmiede und schürte das Feuer auf dem Heerde, daß es sprühte und flammte und lodernd die Esse hinauf fuhr. Sein Vater trat ein, er bemerkte Georg nicht, oder wollte ihn nicht bemerken. Auch sagte er kein Wort, als ihm dieser dicht zur Seite trat und von einem Gesimse ein Stück Eisen

herunterholte. Stumm arbeiteten sie nebeneinander. Georg horchte mit banger Erwartung auf die Zurückkunft der Bäuerin. Eine Stunde verging, sie kam nicht. Draußen erhob sich ein Sturm, wie er nicht selten in jenen Gebirgsgegenden wüthet. Die Bäume schüttelten sich, als wollten sich ihre Wurzeln trennen, ein Stöhnen ging durch den Wald, als wäre hier der ganze Jammer der Menschheit auf der Flucht. Der Regen goß in Strömen herab und prasselte auf das Dach, als sollte dieses borsten und das ganze Gebäude aus seinen Fugen gerissen werden. Einzelne Sparren fielen durch den Schlot und jagten das ersterbende Feuer wieder empor zur helleren Gluth. Stunde um Stunde verging, die Nacht war längst hereingebrochen, ein treuer Begleiter des Schauers, und ließ draußen nichts mehr erkennen.

Die Männer arbeiteten mechanisch fort, sie sahen sich nicht an, sie sprachen nicht, die einzelnen Schläge des Hammers wurden matter, aber sie harrten Beide aus; es schien, als wüßten sie, daß Jeder auf die Entfernung des Andern wartete. Endlich stellte der Alte die Arbeit ein. Ohne Georg anzusehen, rief er ihm zu: die Bäuerin bleibt diese Nacht hier, ich gehe zur Ruhe. Georg athmete auf. Er folgte seinem Vater mit den Blicken, dann schloß er sorgsam die Thür, die

auf die Straße führte und eilte nun gleichfalls in seine Kammer. Er wusch und kleidete sich um. Den Brief aus dem Schurzfell vergaß er nicht, in die Tasche seiner Sonntagsjacke zu stecken, er wollte ihn durch die Bäuerin übergeben lassen. Es geht nicht anders, murmelte er inzwischen, warum kam Katharina nicht herunter, ich hätte ihr so gern den Brief zugesteckt, nun bleibt nichts anderes übrig.

Er schlich sachte die Treppe hinauf und blieb lauschend oben stehen. Durch eine Spalte fiel ein Lichtstrahl aus dem Zimmer, welches die Dame bewohnte, er horchte, es regte sich nichts, nur das Wüthen des Sturmes dauerte fort... er klopfte. Aufathmend wartete er... es wurde nicht geöffnet, es blieb innen Alles still und ruhig. Man hat mich nicht gehört, murmelte er und entschlossen griff er nach dem Drücker.. die Thüre ging auf; er blieb an der Schwelle stehen. Auf dem Sopha lag die Dame im weißen Nachtkleide und las. Vor ihr stand ein Tisch, auf dem zwei Wachskerzen brannten und ein helles Licht verbreiteten; Katharina, die Bäuerin, war nicht zu sehen. Ueberrascht und sichtlich erschrocken, wandte sich die Fremde um und ließ das Buch aus ihrer Hand gleiten. Als sie in das ehrliche Gesicht Georgs blickte, schien sie sich etwas zu beruhigen, konnte aber ihre Verwunderung,

ihn hier zu sehen, nicht ganz unterdrücken. Sie sagte ihm dies mit einigen befangenen Worten. Georg blieb in seiner Stellung und erwiderte leise, nachdem er seinen ganzen Muth zusammengerafft hatte und doch am ganzen Körper, geblendet von so vieler Schönheit, zitterte: Fürchten Sie nichts! ich bin Ihr Freund, ich mußte Sie sprechen.

Und was haben Sie mir zu sagen? fragte die Dame mit aufmunterndem Tone, indem sie hinzusetzte: aber treten Sie doch näher! Nein, lassen Sie mich hier, bat Georg, ich kann hören, wenn Jemand die Treppe heraufkommt. Aber wo ist die Bäuerin, die mit Ihnen ging?

Sie schläft hier nebenan in der Kammer, wo mein Bett steht, entgegnete die Dame, sie war etwas ermüdet und bleibt nun so lange bei mir, bis ich hier wieder abgeholt werde. Es fuhr Georg wie ein Messer durch's Herz, er faßte sich aber und erzählte mit gedrängter Kürze die Vorfälle der verwichenen Nacht. Er schloß mit den Worten: seit dem Tode meiner Mutter, es sind dies fünf Jahre her, lebe ich in fortwährender Uneinigkeit mit meinem Vater. An wem die Schuld liegt, weiß ich nicht, ich habe mit Willen nie etwas gethan, um ihn zu kränken, zu ihm kann ich also kein Vertrauen haben. Es thut mir recht

weh, das sagen zu müssen, denn wenn ich auch gefehlt haben mag, so fühle ich es doch dunkel, daß Vergebung etwas Schönes sein muß und daß zwischen uns keine Liebe besteht, wie es doch am Ende geboten ist in der Stellung eines Vaters zu seinem Kinde.

Die Dame war sichtlich überrascht von der letzten, schlichten Bemerkung Georgs, und hätte dieser eine schärfere Beobachtungsgabe gehabt, so würde er bemerkt haben, daß sie tief erröthete bei der Erwähnung des Jägers, der in voriger Nacht um die Schmiede gegangen war, ja, daß sie Mühe hatte, einen leisen, freudigen Schrei zu unterdrücken, der sich in einem helleren Leuchten des Auges verlor.

Nach einer kurzen Ueberlegung stand die Dame auf und trat Georg näher. Unsere Begegnung ist so wunderbarer Art, sprach sie leise, daß ich es verzeihlich finden würde, wenn Sie eine Erklärung wünschten. Sie fordern diese nicht, haben mir aber einen Beweis Ihrer Theilnahme geschenkt, und es ist billig, daß man diese überall ehre, selbst da, wo sie uns weniger angenehm entgegen tritt. Die Menschen fliehen sich oft und wenden solchergestalt sehr häufig ihrem eigenen Vortheil den Rücken. Ein geringes Vertrauen, ein kleines Entgegenkommen, wie könnte das manchmal großes Leid und Unglück verhüten! aber die Menschen

werden bei der Geburt von dem blinden Geschicke in die Welt gesetzt, und diese Umarmung nimmt ihnen den größeren Theil der Sehkraft ihrer Augen! Ich lese etwas in Ihren Zügen, was mich Ihnen vertrauen heißt, Sie haben mir auch einen Beweis gegeben, daß ich es darf — ich will nicht ungerecht sein gegen Ihre Theilnahme. Selbst wenn ich annehmen könnte, daß die Redlichkeit, die aus Ihren Augen blickt, eine täuschende Maske sei. —

O nie, nie, unterbrach sie hier lebhaft Georg, der sich Mühe gab, ihren Worten mit Verständniß zu folgen.

Sie kommt so oft vor, diese Täuschung, fuhr mit schmerzlichem Lächeln die Dame fort, daß sie mich auch hier nicht überraschen, doch verwunden würde, denn Sie sind ein Sohn des Waldes, ein Kind der Natur, und ist man übersättigt von dem Jammer, dem Elend und dem geräuschvollen Leben in der Stadt, thun Worte, aus denen der Reiz der ungeschmückten Wahrheit klingt, sehr wohl. Ich brauche Hülfe, ich nehme sie von Ihnen an!

Georg fühlte etwas, wie die Kraft eines Giganten in sich, aber vergebens rang er nach Worten, die das ausdrücken sollten, was er empfand. Er hätte die ganze Welt zum Kampfe herausfordern mögen, so gestählt fühlte er sich, so erhaben durch die einfach ge-

sprochenen Laute: ich nehme die Hülfe von Ihnen an! Er war schön anzusehen, wie er dastand, gewaltig, wie die Säulen des Waldes, glühend, wie der sardische Talos, dessen Umarmung Tod und Verderben brachte, Vernichtung im Auge, die Trümmer der Welt im drohend gehobenen Arm!

Der Dame entging keine seiner Bewegungen, mit innerer Befriedigung, die sich durch ein leichtes Lächeln auf den schwellenden Lippen verrieth, betrachtete sie den Sohn der Natur, den ein einziges Wort, das sagte sie sich still, zu ihrem gehorsamen Sklaven machen konnte. Sie ergriff den Widerstrebenden, der ihr gegenüber dem Gewicht einer scheuen Ehrfurcht unterlag und zog ihn fast gewaltsam neben sich auf das Sopha. Plötzlich fiel ihr aber wieder die Bäuerin ein und schnell eilte sie in das nebengelegene Kabinet, um sich von ihrem Schlafe zu überzeugen. Beruhigt kehrte sie zurück. Hören Sie mich an Georg, nicht wahr, Sie heißen so? begann die Dame, indem sie die herabgebrannten Kerzen durch neue ersetzte.

Georg nickte bejahend mit dem Kopfe, ohne sich weiter zu erkundigen, woher sie das wußte.

Ich weiß das von Ihrem Vater selbst, erläuterte auch sogleich die Dame, und liebe diesen Namen — Georg durchzuckte es fieberhaft — er erinnert mich an

einen Bruder, der mir nun längst gestorben ist, doch wozu die Zeit mit Erinnerungen verknüpfen, die hier nur Wichtigeres verdrängen würden! Sie wissen, daß mich mein Vater hierherbrachte, daß dieser den Ihrigen kannte. So viel ich davon erfahren habe, datirt sich diese Bekanntschaft aus einer häßlichen Geschichte. Der Mann, dem Sie das Leben verdanken, war in seinen jüngeren Jahren Kassendiener bei dem Banquier Reinstein, bei dem zu gleicher Zeit mein Vater als Buchhalter angestellt war. Erlassen Sie mir jede weitere Erklärung, ich will das Schlimme nicht in Worte kleiden, aber denken Sie auch nicht das Schlimmste, ergänzte sie schonend, es waren Fehler der Jugend, deren größte Schuld wol auf meinen Vater, als dem Urheber fällt.

Georg stützte in beide Hände den Kopf und blickte vor sich nieder. Daß *sie* das sagte, that ihm unendlich weh, er hätte so gern rein vor ihr dagestanden, und die Schuld seines Vaters fiel doch auch auf ihn!

Die Dame ehrte seine Gefühle durch ein kurzes Stillschweigen, fuhr aber bald wieder fort: Georg, ich muß fort von hier, wenn möglich noch diese Nacht. Mein Vater ist hart und grausam gegen mich, und ich kann das nicht länger ertragen. Es ist schlimm, wenn das ein Kind sagen muß, aber urtheilen Sie selbst! Aus der Residenz kommend, hielten wir uns einige

Wochen in Warmbrunn auf. Ich lernte dort einen jungen Mann kennen, der mir die achtungsvollste Aufmerksamkeit schenkte. Mein Vater, der andere Pläne mit mir vor hatte, sah diese Theilnahme mit mißgünstigen Augen an, obwol ich Ihnen versichern kann, daß von meiner Seite nicht die geringste Befürchtung vorhanden war, diese Pläne zu vereiteln. In der Einförmigkeit des Badelebens hascht man nach jeder Zerstreuung und in dieser Beziehung waren mir die Gespräche mit dem Freiherrn von Riehl sehr willkommen. Ich konnte aber trotz aller Versicherungen meinen Vater von der vorgefaßten Meinung nicht abbringen. Eines Morgens befahl er mir, meine Sachen zu packen und mich zur Abreise bereit zu halten. Kaum gewann ich Zeit, seinen Befehlen Folge zu leisten, als auch schon der Wagen vor der Thür hielt, der uns hierher brachte.

Georg hatte mit wechselnden Gefühlen zugehört, bald wurde er roth, bald breitete sich eine fahle Blässe über sein Gesicht, wie unbewußt entschlüpfte ihm die Frage: und nun? —

Und nun sollen Sie mich die paar Stunden Weges zurückführen nach Warmbrunn. Die Dame stand auf.

Das Wetter ist furchtbar, stammelte Georg.

Eben deshalb; ich bin keinen Augenblick sicher vor der Zurückkunft meines Vaters. Findet er mich bei der Tante, die ich in Warmbrunn habe, und die mich nach der Residenz bringen soll, so wird er mir diesen Schritt vergeben. Ich kann nicht länger hier verweilen, und Ihre Einwendung gegen das stürmische Wetter, ist für mich nicht stichhaltig und kein Grund zum Bleiben. Sie sprachen von Verfolgern, in einer solchen Nacht wird man mich nicht auf der Landstraße vermuthen.

Georg litt sichtlich unter den Eindrücken der eben gehörten Erzählung. Zu wenig mit der Welt vertraut und voll seines Glaubens für das Mädchen, zweifelte er nicht im geringsten an der Wahrheit ihres Berichtes, aber ein, ihm bis dahin unbekanntes Gefühl, die Eifersucht, bemeisterte sich seiner und folterte ihn entsetzlich. Er liebte zum ersten Mal, der Gegenstand seiner Verehrung war ihm unter so besonderen Umständen erschienen, er hatte sich daran geklammert mit aller Gluth der Jugend, und jetzt sollte er das Mädchen wieder verlieren, er sollte sie selbst den Händen eines Andern überliefern! Ihm schauderte. Der Schleier vor seinen Augen war plötzlich gewichen, er hatte für die Unbekannte Theilnahme empfunden bei ihrem ersten Erscheinen, jetzt liebte er sie mit dem rasendsten Verlangen.

O die Eifersucht ist eine furchtbare Eumenide! sie zerfleischt, wo sie sich blicken läßt. Es brannte vor seinen Augen, und doch wußte sie nichts von dem furchtbaren Feuer, das ihn verzehrte, dachte er! Er hatte sich getäuscht, in den Frauen wohnt ein eigner Instinkt, der ihnen die leiseste Zuneigung verräth. Die Dame, die schöne junge Dame mit dem milden Angesicht, erkannte nur zu gut, was in der Seele Georgs vorging. Mitleid fühlte sie mit ihm, vielleicht noch etwas mehr, und erregt von dem Gefühle, lehnte sie sich auf seine Achsel und schaute ihm so bittend, so unwiderstehlich in das bleiche Gesicht. Georg war trunken, verloren. Er sprang auf, preßte sie wie wahnsinnig an seine Brust, und obgleich er keinen Widerstand fühlte, erschrack er doch so sehr vor seinem rasenden Beginnen, daß er zitternd, bebend an allen Gliedern, niederfiel auf die Kniee und: Vergebung! Vergebung! stammelte.

Nichts von Vergeben, nichts davon, Georg! entgegnete sie liebreich, nur lassen Sie uns eilen, wir müssen fort, Sie begleiten mich — vielleicht in die Residenz! Doch horch! hören Sie nichts?

Georg, aufgesprungen, und wirbelnd vor Seligkeit, lauschte hinaus. Der Sturm brauste fort und schlug peitschend an die Scheiben des Fensters, daß

sie klirrend erzitterten, die morschen Stäbe krachten und ächzten. Die Windsbraut zog gellend durch das Haus und rüttelte furchtbar an den Balken und Sparren, als wollten sie aus den Fugen springen und zog pfeifend wieder hinaus durch den Schlot, wo sie sich in der Luft mit dem Regen zu einem Heulen vermischte, das den grimmigsten Aufruhr der Natur verkündete. Die Wolken jagten über den Horizont, wie kämpfende Titanen und entluden sich in einem Gewitter, vor dem die stärkste Seele erbeben mußte. Georg und die junge Dame, die ihm ihren Vornamen, Julie, zugeflüstert hatte, standen regungslos und erschrocken über die zunehmende Gewalt des Sturmes, die sie früher nicht beachtet hatten. Georg faßte sich zuerst und suchte die bange Furcht Juliens zu verscheuchen, indem er darauf hinzufügte: Sie sehen jetzt wol selbst die Unmöglichkeit ein, noch heute diesen Ort zu verlassen.

Der Sturm ängstigt mich nicht so, entgegnete Julie leise, mir wars, als hörte ich Jemand an der Thüre.

Nicht doch! tröstete Georg, es wird der Wind gewesen sein, oder sollte Katharina aufgewacht sein?

Sie horchten Beide mit gespannter Aufmerksamkeit, hörten aber nichts als das Toben des Sturmes. Etwas beruhigter, wollte Georg sich verabschieden, in-

dem er versprach, über die Mittel nachzusinnen, die am besten ihre Flucht sichern könnten, Julie ließ ihn aber noch nicht gehen und beschwor ihn, sie nicht zu verlassen, bis der Sturm sich etwas gelegt haben würde. Wie gern gehorchte Georg! wie gern setzte er sich wieder an die Seite des Mädchens, das nun von diesem und jenem zu plaudern anfing! Lächelnd über die gehabte Angst, schmiegte sie sich dichter an Georg, indem sie ihm ins Ohr flüsterte: es ist doch ein eigenes Gefühl, das uns bei einem Gewitter beschleicht! Wir können uns, trotz aller Seelenstärke, eines Schauers nicht erwehren, wenn es so dumpf über unsern Köpfen rollt. Namentlich wir Mädchen, die wir von Natur furchtsamer sind, als die Männer, vergehen vor Angst, wenn uns nicht Jemand zur Seite ist, den wir lieb haben. Georg, ich habe Sie in dieser Stunde recht lieb gewonnen!

Georg erbebte in innerster Seele, vor seinen Augen bildeten sich Ringe im rosenfarbenen Glanze, gaukelnde Bilder umtanzten ihn, seine Pulse zitterten fieberhaft, und schwankend zwischen Entzücken und der Furcht, zu beleidigen, streckte er, wie von einem Nebel umfangen, die Hand aus... Julie entwich ihm schalkhaft lächelnd.. er faßte auf den Tisch und ergriff einen dort liegenden Dolch. Bestürzt betrachtete er die blitzende

Waffe — und blickte fragend Julie an. Sie entriß ihm dieselbe mit behender Gewandtheit und warf sie auf den Tisch. Es ist für den Nothfall, lachte sie, in dieser Einsamkeit kann man nicht genug Waffen bei sich führen; es ist ein Jagdmesser meines Vaters, der es wahrscheinlich aus Versehen mit eingepackt hat. Uebrigens, setzte sie hinzu, soll mir der Dolch trefflich zu Statten kommen, falls Herr Georg die Stunde mißbrauchen sollte... wir sind so allein. Sie setzte sich wieder an seine Seite und spielte mit den Locken seines reichen Haares.

Nicht länger Herr seiner selbst, der Sinne nicht mehr mächtig, preßte er Julie heftig in seine Arme und drückte einen heißen, glühenden Kuß auf ihre Lippen.. sie widerstand nicht.. lag mit geschlossenen Augen, hingebend an seiner wogenden Brust.. stammelte Georg!.. da wurde die Thür weit aufgerissen — Georgs Vater stand vor ihnen. —

Mit einem lauten durchdringenden Schrei stürzte Julie in die Kissen des Sophas, während Georg entsetzt, mit starren Augen aufsprang und dann wie gelähmt, angewurzelt stehen blieb, die Hand krampfhaft aufs Herz gedrückt, niedergeschmettert von der ganzen Schwere des verhängnißvollen Augenblicks.

Also hier treff' ich Dich? Donnerte die Stimme seines Vaters, der bebend vor Zorn, näher trat, hier

muß ich ich Dich suchen? Wahrhaftig, Bube, Du verdientest, daß ich Dir mit einem Hammer den Schädel einschlüge!

Georg antwortete nicht; so jäh, so furchtbar aus seinem Himmel gerissen, das war zu viel für seine Fassungskraft.

Nicht umsonst, tobte der Alte weiter fort, sagte ich Dir, daß Katharina die Nacht hier bleiben würde, ich hatte eine leise Ahnung davon, daß es dem Burschen einfallen könnte, während ich schliefe, hier hinaufzuklettern; ich dachte, ich würde ihn dadurch abhalten und hieß die Katharina sich durch die Hinterthür entfernen, und dennoch dennoch... Bursche, wenn Du Deinem Vater in den Weg treten willst, wenn es Dir einfallen kann, mir nicht zu gehorchen, sieh Bursche.... er trat einen Schritt näher.

Georg antwortete nicht.

Antwort! Antwort! wüthete der Alte, indem er Georg heftig an den Schultern rüttelte, Antwort! was willst Du hier? Was treibst Du hier? Sieh, Bursche, ich trete Dich mit Füßen, ich reiße Dir die Arme aus, wenn Du nicht sogleich gestehst!

Georg antwortete noch immer nicht; seine Sinne waren wie gelähmt, es überlief ihn kalt, dann wieder so heiß, daß sich einzelne Schweißtropfen auf seiner

Stirne bildeten. Vor seinen Blicken war es schwarze dunkle Nacht, nur leise, unklar durchrieselte ihn der marternde Gedanke: geschmäht vor ihr! O dann zuckte er auf, ein entsetzlicher Schmerz wühlte in seiner Brust, er hätte aufrasen und sich die Stirn an den Mauern zerschmettern mögen, aber die Schande legte dann wieder ihre eiskalte Faust auf sein Haupt und drückte ihn ohnmächtig zu Boden.

Der Alte hielt ihn noch immer an den Schultern gepackt und schrie ihn an: Hund! hinaus! hinaus aus diesem Zimmer, oder so wahr ich an den Gekreuzigten glaube, ich erwürge Dich! Hörst Du es, brüllte er wie ein Rasender, den der Wahnwitz packt, hörst Du es, Hund, ich erdroßle Dich!

Georg durchzuckte es leise und schaurig.

Hast Du's nicht gehört, Georg, ich erwürge Dich! Der Alte schüttelte ihn furchtbar — Georg antwortete nicht und blieb.

Hei, Schurke, lachte der Alte, daß es gellend durch die Räume klang, Du willst nicht gehorchen — da! Mit eiserner Faust schlug er seinem Sohne ins Gesicht. Georg zuckte leise, das Blut rieselte von seinen Wangen, er wischte es nicht ab, keine Bewegung verrieth seinen heftigen Schmerz, er sah auf, kalt, theilnahmlos... sein Blick fiel auf den Tisch.

Der Alte, anstatt durch das herabströmende Blut seines Sohnes zur Besinnung zu kommen, gebehrdete sich beim Anblick desselben, wie das bei rohen Naturen fast immer der Fall ist, nur noch rasender. Mit einem heftigen Stoß schleuderte er Georg zurück und sprang auf Julien zu, die bis dahin regungslos, und wie es schien, ohne alle Theilnahme, in ihrer Stellung verharrt hatte. Sie mußte ohnmächtig sein, denn auch jetzt machte sie keine Bewegung, als sie der Alte beim Arm ergriff und, seiner Sprache kaum mehr mächtig, Georg stöhnend zuschrie: Sieh, Schurke, wenn Du nicht gehst, wenn Du nicht gleich das Zimmer verläßt... Schurke.. ich sage Dir, ich schleife das Mensch hier die Treppe hinunter.. und zerre Dich nach.. ich sage Dir, geh!

Vater!

Das Wort nicht, ich verfluche Dich.. Du gehörst nicht mehr mir.. ich werfe Dich auf die Straße hinaus, Dich und Deine Buhlerin! Der Alte zerrte die Ohnmächtige empor, packte sie an den Haaren und riß sie auf den Boden.

Georg, der keine laute Empfindung für den eigenen Schmerz hatte, der über sich selbst widerstandslos Alles hatte ergehen lassen, raste bei diesem Anblick empor. Er sah Julien, kalt, leblos, der Sprache vor

Schreck beraubt, mit aufgerissenen Kleidern, das glänzende reiche Haar gepackt von der Faust eines Wütherichs, der hohnlachend auf sie niedersah — der Dämon des Wahnsinns erfaßte Georg und schüttelte seine Glieder, daß sie sich dehnten und reckten, es blitzte furchtbar verlockend vor seinen Augen, in seinem Hirn wirbelte es, daß es springen wollte, das Blut in seinen Adern brauste auf, er glaubte, und wars nicht so?... er horchte einen Augenblick, einen entsetzlichen Augenblick — er glaubte, eine schwache röchelnde Stimme, ihre Stimme zu hören — seine Hände faßten den Dolch, er sah einen Mörder, der ein Weib ermorden wollte.. er taumelte hin.. mit einem gellenden Schrei, zum Tode getroffen stürzte sein Vater zusammen.....

Georg lauschte mit geschlossenen Augen, wars ihm doch durch Mark und Bein gegangen, er bekam Furcht vor sich selbst, der Dolch entglitt seinen Händen. Er horchte, er wollte nicht sehen, sagte ihm doch eine bange Ahnung etwas Entsetzliches... draußen wüthete der Sturm noch fort. Der Blitz hatte gewiß irgendwo eingeschlagen... ein leises Lächeln flog über sein Antlitz, so leise, daß es bald wieder erstarb, so unmerkbar wie ein Sommerfaden an einer Trauerweide... Da hörte er seinen Namen, Georg, von einer Stimme, die lieblich in seine düsteren Träume hinein-

spielte, die er gehört hatte, als sein Herz die Sonne erkannte, die Sonne, die mit ihren Strahlen über seine verwelkten Blumen sprang, die ihm geleuchtet hatte in seine finsteren Jugendtage hinein. Die Blumen, die er aus dem Grün des Waldes, aus der Tiefe des murmelnden Baches in sein Inneres verpflanzt hatte unter dem schweren Drucke des Geheimnisses und unbekannten Sehnens, sie waren wieder aufgeblüht in herrlicher Schöne, bestrahlt von der leuchtenden Sonne, er mußte sie sehen die Sonne, die sie zum Leben erweckt hatte — er öffnete lächelnd die Augen — er taumelte mit einem Schrei des Entsetzens zurück. Täuschung! Täuschung! wüthete er auf und zwang sich zu sehen, was er nicht glauben, nicht denken mochte. Es war nur zu wahr! Sein Vater lag leblos auf dem Boden, er hatte so eben geendet. Vor ihm kniete Julie, ganz überströmt von dem Blute des Ermordeten; sie weinte nicht, war ihr doch der Todte fremd, ihre Züge drückten keine Reue aus, kein Bewußtsein der Schuld, sie waren strenger, ernster.. nachdenkend.. sie mochte überlegen, was sie jetzt beginnen sollte. Da rief sie plötzlich: Georg! Er hörte nicht, er kauerte zusammengebrochen am Kopfe des Leichnams und wischte das Blut von den entstellten Zügen.

Georg! wiederholte sie lebhaft und aufspringend,

ein Wagen hält vor dem Hause... man pocht... man sprengt die Thür... man kommt die Treppe herauf!

Georg antwortete nicht, geduldig ließ er es geschehen, daß sie sich ängstlich an ihn klammerte, aber er stand nicht auf zu ihrer Unterstützung, er blieb an der Leiche des Vaters.

Die Thüre ging auf und drei Männer stürzten herein, blieben aber schaudernd und erschrocken stehen, als sie die Gruppe erblickten.

Julie wollte ihnen entgegen eilen, als sie in dem zuerst Eintretenden den Jäger erkannte, von dem sie Georg erzählt hatte, fuhr aber mit einem Schrei zurück, als Jenem noch zwei Männer folgten, die ihr nur zu wol bekannt waren. Der eine, derselbe, der sie hierher gebracht und den sie Vater genannt hatte, fragte, nachdem er sich etwas erholte: Was ist hier vorgefallen?

Julie wußte nicht, was sie sagen sollte und stammelte unzusammenhängend etwas von einem unglücklichen Fall, den der alte Schmied gethan hätte. Es ist nicht wahr, unterbrach sie Georg mit tonloser, leiser Stimme: ein Sohn hat seinen Vater erschlagen!

Die Männer erbebten. Georg fuhr fort: ich betete eine Heilige an, seht Ihr, die dort mit den schönen blonden Haaren und dem frommen Madonnengesichte. Ich dachte, sie wäre unglücklich, und ich liebe

die Unglücklichen, gehör' ich doch von der Wiege an zu ihnen. Ihr wißt das nicht, denn Ihr habt eine Mutter und keinen harten Vater, wie ich einen hatte. Er ist nun todt, erschlagen von mir, und deshalb will ich Euch nichts erzählen von dem, was ich erdulden mußte; aber er war sehr hart gegen mich, ich kann Euch sagen, so hart, daß ich oft verzweifeln wollte. So gingen meine Jahre hin, so wurde ich groß. Ich und mein Vater, wir sangen Lieder zusammen, aber die fromme Wirkung zerschlug der Hammer, der meinen Vater daran erinnerte, daß ich ihm nicht genug verdiente. Ich lebte sehr traurig; da kam am vorgestrigen Tage die heilige Madonna ins Haus. Mein Herz hatte noch nie geliebt; jetzt schloß es sich auf, ich lernte die Rosen lieben, die ich immer verachtet hatte, und verstieß die Veilchen, die ich draußen am Waldesrand immer belauschte. Die vergangene Nacht entdeckte ich, daß der heiligen Madonna Gefahr drohe; ich wollte sie warnen, ich kam herauf. Ich sagte ihr Alles und sie sprach: Georg, ich liebe Dich! Mein Vater trat ein, es störte mich nicht, ich träumte fort den seligen Traum von Blumen und leuchtenden Sonnen, mich kümmerte nicht die Erde. Da ging mein Vater auf sie zu und ergriff sie bei den schönen blonden Haaren.. sie sind jetzt mit Blut genetzt und der

Heiligenschein etwas erblichen... da dunkelte es vor meinen Augen, ich griff um mich und stürzte dazwischen... ein Sohn hat seinen Vater erschlagen!

Gleich in Stein gehauenen Bildern, erstarrt, selbst nicht zu athmen wagend, hatten die Männer den entsetzlichen Bericht angehört. Weniger die Worte, aber der schwere, bleierne Nachdruck, mit dem sie Georg trotz des leisen Tones belegte, machte sie erbleichen. Sie wagten es nicht, ihn zu unterbrechen, als er nach einer kleinen Pause, die kein lauter Athemzug störte, wieder fortfuhr: Ich hatte die Madonna so lieb, o so lieb.. nun Ihr seht ja die Folgen davon... mein Vater ist todt, er hatte mir nicht vergeben, er hatte vielleicht nicht Zeit dazu.. das Böse, das kommt immer so rasch. Wenn man in Aufruhr ist, und es stellt sich ein Mensch dazwischen, so schlägt man ihn todt.. es ist sehr schlimm in der Welt. Aber das Schlimmste ist und kommt nach der That. Auch ich sehe jetzt heller, es muß eine große Gewalt im vergossenen Blute liegen. Die Katharina ist nicht hier, längst fortgegangen, die schöne blonde Dame täuschte mich; sie wollte mit mir in dieser Nacht entfliehen zu dem Herrn dort, und jetzt kommt er mit Euch, der Ihr auch ein Vater seid.. Ich wollte, Ihr dürftet Euch nicht beklagen über Euer Kind.. ich glaube sie ist falsch Eure Tochter.

Georg hielt inne und blickte mit unheimlichem Lächeln von Einem zum Andern. Mit beiden Händen hielt er den Kopf des Todten und rückte ihn hin und her, indem er dazwischen mit einer vom Weinen unterdrückten Stimme murmelte: steh' doch auf! steh' doch auf! — Julie schien sich gefaßt zu haben und stand aufrecht, die Hand auf den Tisch gestützt, den Blick starr auf das flackernde Licht der Kerzen gerichtet. Von den drei Angekommenen ermannte sich der im Jagdkleide zuerst, wenngleich die andern Beiden bei der Stelle: ich glaube sie ist falsch, Eure Tochter! ebenfalls in lebhaftere Erregung geriethen. Der Baron von Riehl, so nannte ihn Julie, ein junger, schöner Mann, wandte sich zu seinen Begleitern mit den heftig hervorgestoßenen Worten: Verdient dieses Weib nun noch unsere geringste Theilnahme? Ich habe Ihren Erörterungen, Herr Gluden, die Sie mir in Warmbrunn machten, nur wenig Glauben geschenkt, obgleich diese Ihr Verwalter bestätigte. Auch war es mir verdächtig, daß Sie so viele Umstände mit einem Wesen machten, das nach Allem, was ich höre, zu den verächtlichsten ihres Geschlechtes gehört. Der Schmerz dieses Menschen — er deutete auf Georg — kann nicht mehr größer werden, wenn wir ihm wenigstens in der Hauptsache Manches erklären, vielleicht wird

uns auch bald die Gelegenheit genommen, ihn ferner sprechen zu können, denn es wird nothwendig sein, daß den Gerichten von dem traurigen Vorfall Anzeige geschieht. Gehn Sie hinunter Herr Verwalter — er wandte sich an den dritten Begleiter, denselben, der im Laufe des Tages in der Schmiede den Hengst beschlagen ließ — und schicken sie den Kutscher hinüber ins Dorf. Sie bleiben wol gefälligst so lange bei den Pferden, bis dieser zurückkehrt. Der Angeredete ging. Der reiche Gutsbesitzer Gluden, der Julien in die Schmiede gebracht hatte, wollte Einwendungen machen, Herr von Riehl ergriff ihn aber bei der Hand und flüsterte ihm ins Ohr: Fühlen Sie denn nicht, dieser Mensch braucht Zorn, auftoben muß er vor Wuth, sehen Sie denn nicht, wie verglast seine Augen auf einen Punkt starren, wie er dem Wahnsinne ins schreckliche Antlitz sieht? Und Du, wandte er sich an Julien, die herbeieilen und ihn im Sprechen verhindern wollte, höre Deine Beichte: In einem verworfenen Hause, in einem Tempel der Demoralisation, fand Dich dieser Herr. Er führte Dich fort aus dem Hause der Schande und erwählte Dich zu seiner Begleiterin. Er brachte sie, wandte er sich mehr an Georg, der etwas aufmerksamer wurde, ohne daß er die Worte ganz verstand, — in diesem Sommer mit nach Warmbrunn

Hier lernte ich sie kennen und, wie Du, Sohn des Waldes, lieben. Sie gab mir keine Gelegenheit, an der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnungen zu zweifeln, und sprach mir von ihrer Gegenliebe. Hierauf trat ich zu diesem Herrn, der sie für seine Tochter ausgab, und bat um ihre Hand. Sie wurde mir verweigert, aber aus welchem Grunde, mir nicht gesagt. Liebend und wieder geliebt, schrie ich über Tyrannei und verabredete mit dieser Heiligen eine heimliche Flucht. Das wurde verrathen, und an demselben Tage war sie aus Warmbrunn verschwunden. Verzweifelnd, trostlos, brachte mich ein glücklicher Zufall auf die rechte Fährte. Sie haben mich in jener Nacht belauscht, mich und meinen Begleiter. Jubelnd, voll heißer Sehnsucht die Stunde erwartend, wo ich meine Geliebte befreien und mit ihr entfliehen würde, kehrte ich in einem, eine kleine Meile entfernten Dorfe ein. Hier traf ich den Wagen dieses Herrn, ihn selbst. Ein guter Genius flüsterte mir zu, mich noch einmal offen an ihn zu wenden. Ich thats, da hörte ich denn das Schreckliche, was ich bereits erwähnt habe, hörte, daß dieses Weib mit der Engelsmiene, ihren Wohlthäter vor unserer Flucht bestohlen habe, hörte, daß dieses Weib bereits früher nach dem Tode ihrer Eltern aus dem Hause ihres Vormundes entflohen und sich in die Arme der Schande geworfen

hatte. Ihre Heuchelei, ihre Verstellung hatten diesen Herrn, den Bruder ihrer Mutter, noch einmal bewogen, sich ihrer anzunehmen, zu erbarmen. Hier, bei Ihrem Vater, dessen Bekanntschaft mit diesem Herrn sich aus den Kriegsjahren herschreibt, sollte diese verächtliche Dirne....

Julie brach, krampfhaft auflachend, zusammen, Herr von Riehl hielt inne. Vor innerer Empörung zitternd, im leidenschaftlichsten Tone erzählend, hatte er seine Umgebung fast gar nicht mehr beachtet. Georg hatte sich nach und nach erhoben, aus seinen Händen glitt der Kopf des Todten, er stand aufrecht, hoch emporgerichtet. Er bebte am ganzen Körper, aber in seinen Muskeln wohnte riesige Kraft, er wollte nicht schwanken. Die Arme streckte er in die Luft, als wollte er nach etwas Unsichtbarem fassen, die Augen traten aus ihren Höhlen, sein Haar sträubte sich empor und: „Magdalena!“ ertönte es so gellend durch das Haus, daß seine Pfeiler erzitterten. Magdalena! wiederholte er dann hohl und geisterhaft, Du hast gemordet, siebenfach gemordet, und ich lebe noch, Du lebst noch? O mein Kopf, mein armer Kopf, er möchte zerspringen, es braust darin, daß es Funken schlägt, sie schwirrrn vor meinen Augen, sie reihen sich aneinander und vor mir steht wieder: Du hast gemordet! Büßen kannst

Du nicht Deine Verbrechen, Du hast den Glauben zerschlagen, aber den Heiligenschein reiße herunter, dieser fromme, milde Heiligenschein war es, der so garstig, so entsetzlich die ganze Menschheit betrogen!

Georg schwankte, die Fremden sprangen hinzu, ihn zu unterstützen, er wehrte es ab. Lassen Sie mich! bat er, der entsetzliche Traum ist vorüber, mir ist wieder wohl, meine Brust frei. Bald werden die Diener des Gerichts kommen und mich fortführen, bleiben Sie nicht hier, es kann mir nichts nutzen und Sie kann es nur in eine Geschichte verwickeln, die so oder so verloren ist, gehen Sie!

Die Männer sahen sich fragend an und überlegten, was sie thun sollten. Sie mußten sich gestehen, daß ihr Hiersein zwecklos sein würde. Der ältere Herr trat dicht vor Julien und legte die Hand auf ihr Haupt, indem er sagte: Ich vergebe Dir, Kind meiner Schwester, lebe wohl! Nie sehen wir uns wieder. Du hast die Hülfe von Dir gestoßen, die ich Dir anbot, aber Du sollst nicht verzweifeln. Ich werde Jemanden hierherschicken, der Dich begleiten mag, wohin Du willst, er wird Dir die Mittel für Deine Existenz übergeben. Denke an Gott, an eine Vergeltung und wähle den Weg der Besserung, wenn Du kannst.

Die Fremden entfernten sich, nachdem sie noch zu-

vor Georg herzlich die Hand gedrückt und einige Worte des Trostes hinzugefügt hatten.

Eine schauerliche Stille trat ein, man würde das Rieseln einer Sanduhr vernommen haben. Draußen tobte der Sturm mit erneuerter Heftigkeit, der Donner rollte in seiner ganzen Schwere. Georg kniete wieder an der Leiche und hielt die Hände gefaltet, er schien zu beten. Julie erwachte geräuschlos aus ihrer Lethargie, die sie jedoch nicht verhindert hatte Alles zu empfinden, und blickte um sich. Sie wagte nicht die tiefe Ruhe zu unterbrechen. Sichtlich kämpfend unter dem Eindrucke neuer Gefühle, stand sie endlich entschlossen auf und flüsterte näher tretend: Georg!

Er gab keine Antwort.

Georg, fuhr sie fort, indem Thränen aus ihrem Auge stürzten, ich habe Dir sehr weh gethan, kannst Du mir vergeben?

Sieh, sprach sie weiter, als er noch immer schwieg, ich will Dir ja eingestehen, daß ich viel, sehr viel verschuldet habe. Ich sagte das noch zu Niemandem. Ich will mich auch nicht entschuldigen, obwol ich es vielleicht dadurch könnte, daß ich eine schlechte Erziehung gehabt habe, daß ich noch niemals Liebe fand. Früh verlor ich meine Eltern, ich hatte Niemanden, der sich

meiner erbarmte. Ein harter, liebloser Vormund ward mir von Gerichtswegen bestellt, da sich Keiner freiwillig dazu verstehen wollte, für eine vermögenslose Waise Vaterstelle zu vertreten. Er selbst, ein Kaufmann in der Residenz, weihte mich ein auf dem Pfad des Lasters. Georg, ich habe entsetzliche Stunden gehabt, bittere Nächte durchkämpft, aber das Laster wird süß, wird man aus der Gesellschaft der Menschen gestoßen, man klimmt immer weiter und weiter, man wird blind unter dem strahlenden Schimmer einer glänzenden Außenseite, und gewahrt nicht eher den gähnenden Abgrund unter seinen Füßen, bis eine so fürchterliche Mahnung eintritt, wie diese. O dann sieht man klar, die geheimsten Fasern einer verdammungswürdigen Vergangenheit stehen in ihrer ganzen Blöße vor unsern Augen! — Ich war jung, schön, mit mancherlei geselligen Talenten ausgestattet, das war aber mein ganzer Reichthum. Ich fühlte den Werth eines unbelasteten Gewissens nicht, in der Gesellschaft von Männern, die nur dem Genusse opferten, sank ich von Stufe zu Stufe, der letzte Rest edler Weiblichkeit ging in mir verloren. Georg, es ist ein großer, entsetzlicher Verlust! die Selbstverachtung folgt ihm auf dem Fuße. Du, ein Sohn der Natur, hast mir die Augen geöffnet, und

bebend sprech' ich es aus: O, wenn es noch nicht zu spät wäre, wenn ich durch Dich mir selbst zurückgegeben würde! — Sieh', der Bruder meiner Mutter liebte mich auch nicht, er lernte mich erst kennen, wie es zu spät war, und dann wollte er nur die Ehre seines Namens retten, der durch mich bereits befleckt war. Der einzige Weg, der im Strom der Schande ertrinkende Menschen retten kann, ist ja Liebe. O hätte er sich früher meiner erbarmt, hätte er früher die Ehre seines Namens bedacht! Von Liebe sprechen die Leute immer so viel, aber sie ziehen sich zurück, begehrt man ihre Hülfe. Ein einziges mildes Wort aus tiefer, theilnehmender Seele könnte oft unsägliches Elend in Freude verwandeln. Davon war bei mir nie die Rede... Erst heute, durch Dich lernte ich die Bedeutung wahrer Liebe erkennen... Dieses Licht aus, wie ich meinte, traumhaften Regionen, erhellte mich, ich fühlte unnennbare Wonne, aber es war zu spät. Der Druck der Verachtung und Schande verlöschten das Licht wieder und das Elend folgt mir in die Ferne.

Georg stand auf, ein milder Schein umflog sein bleiches Gesicht. Er sah sie lange, innig an. Julie, sprach er flüsternd, wecke den Todten nicht mit Klagen, ich fühle sie nicht. In schlichten Worten will ich Dir

sagen, was ich einst in einem Buche las. Es war eine Legende und es hieß: hat man sich in Liebe erschöpft, sammelt die Thränen der Freude ein Engel und trägt sie hinauf vor den Thron des Ewigen, der Mensch muß sterben, die Seligkeit ist nur das Eigenthum des Himmels. Ich habe Dich geliebt, ich muß sterben.

Georg! weinte Julie, edler, guter Mensch!

Er ließ es duldsam geschehen, daß sie sich an ihn drängte, ihn mit ihren Armen umfing. Laß uns fliehen, Georg, hauchte sie, noch ist es Zeit, wir leben vereint in der Fremde! Gott wird mir vergeben und uns eine zweite glücklichere Heimath schenken, Du darfst nicht auf dem Schaffote sterben!

Nein, Julie, entgegnete er sanft, aber fest, ich werde mich der strafenden Gerechtigkeit nicht entziehen.. doch horch!

Ein Schlag erdröhnte, der das Gebäude in seinen Grundfesten erschütterte, ihm folgte ein langanhaltender Blitz, der züngelnd durch das Zimmer fuhr, das Haus stand in Flammen.

Jesus Maria! rief Julie, indem sie sich an Georg klammerte, das Gewitter hat eingeschlagen!

Gottes Gericht! jubelte dieser mit leuchtenden

Blicken, sie fest in seine Arme pressend, — die Schande hat kein öffentliches Zeugniß durch uns, wir sterben zusammen! —

Das Feuer griff mit rasender Schnelle um sich, binnen weniger als einer Stunde war „die Schmiede im Wald“ in Schutt und rauchende Trümmer verfallen. —

Der Arzt der Ehre.

Zwei Schüsse fielen im Walde. Der Doctor Selly, der auf der Heidelberger Chaussee vorüber ritt, hielt sein Pferd an und lauschte. In geringer Entfernung von ihm stieg über den Wipfeln der Bäume ein bläulicher Rauch auf und verflog leise in der Luft. Rasch entschlossen, sprang er aus dem Sattel, klopfte dem Pferde zum Einverständniß schmeichelnd den Bug, befestigte die Zügel an einen Ast, und eilte tiefer in das Gehölz.

Bald gelangte er an einen freien Platz, wo sich ihm ein nicht unerwartetes, aber immer überraschendes Schauspiel zeigte. Auf dem vom Morgenthau noch feuchten Grase lag ein junger Mann in französischer Offiziers-Uniform. Ein Blutstrom rieselte aus seiner linken Brust. Ihm zur Seite kniete eine junge, in schwarze Seide gekleidete Dame, und bemühte sich mit einem Taschentuche die Wunde zu stillen. Ihr schönes dunkles Auge verrieth mehr Besorgniß, als Theilnahme,

mehr Aengstlichkeit um die eigene Lage, als Mitleiden mit dem Verwundeten. Oefter wandte sie den Blick zurück und sah fragend nach einem zweiten, ebenfalls jungen Manne, der die Gruppe kaum beachtete und sich mit der Reinigung seines eben abgefeuerten Pistols beschäftigte.

Das Geräusch, das der Doctor in den Zweigen verursachte, machte ihn aufmerksam. Scharf blickte er nach ihm hin, doch der einzelne Ankömmling schien ihm eher willkommen als unangenehm. Mit großer Ruhe steckte er das Pistol in die Rocktasche, ging auf die Dame zu und flüsterte ihr, sie vom Boden aufhebend, ein paar leise Worte in's Ohr. Bald darauf waren Beide im Dickigt des Waldes verschwunden.

Der gute Doctor war über dieses Benehmen nicht wenig erstaunt. Er wollte ihnen nacheilen und eine Aufklärung über das Vorgefallene verlangen, aber ein leiser Seufzer, der dem Verwundeten entfloh, rief ihn zu diesem zurück. Er untersuchte die Wunde und fand sie gefährlich, aber nicht tödtlich. Er verband sie so gut, als es die Umstände zuließen, und überlegte, was er weiter beginnen sollte. Er war deshalb in nicht geringer Verlegenheit, da er sich allein wußte, und den Offizier nicht hüflos zurücklassen wollte. „Es geht doch aber auch nicht, daß ich hier bei diesem jungen

Lebensüberdrüssigen so lange verweile, bis er gesund wird. Darüber könnten wir Beide verhungern," brummte er vor sich hin, indem er das gebrauchte Besteck sorgsam zusammenlegte.

In diesem Augenblicke schlug der Offizier die Augen auf und blickte verwundert um sich. Es schien ihn zu überraschen, sich mit einem Fremden allein zu sehen.

„Wer sind Sie! Wo ist Clemence? Wo der Baron?" fragte er in deutscher Sprache und in einer vom Schmerz gedämpften Stimme.

„Ich bin der Doctor Selly aus Steinach bei Heidelberg. Die junge Dame und der Baron, wahrscheinlich derselbe, dem Sie Ihre jetzige angenehme Lage zu verdanken haben, sind eben verschwunden."

„Verschwunden? Ich verstehe Sie nicht."

„Nun, sie haben sich aus dem Staube gemacht und Sie allein zurückgelassen. Danken Sie Gott oder dem Zufall, wenn Sie wollen, der mich hierher geführt hat. Doch, was ist ferner zu thun? Sie können nicht gehen und ich muß erst nach meinem Gute zurück, um Leute herbeizuholen, die Sie dahin bringen. Werden Sie sich so lange gedulden? Oder wollen Sie nach Heidelberg gebracht sein?"

„Bringen Sie mich nach Ihrem Gute, Doctor," murmelte der Offizier leise und schloß wieder die Augen.

Der Doctor fühlte ihm den Puls und nickte zufrieden mit dem Kopfe. Dann warf er noch einen prüfenden langen Blick auf das männlich-schöne, jetzt so bleiche Antlitz und eilte rasch von dannen.

Er hielt Wort. In der schnellsten Zeit jagte er nach seinem Gute und eben so schnell war er wieder zurück, gefolgt von einem bequemen Wagen und einigen Leuten, die den Verwundeten sorgsam in denselben hineinbrachten. Nachdem dies geschehen, setzte sich der Doctor zu ihm und befahl dem Kutscher, nicht wie sonst über Stock und Stein dahinzurasseln, sondern so zu fahren, als wenn er seinen eigenen Leichnam zu befördern hätte.

„Wenn mich der Kerl ordentlich verstanden hat, fährt er langsam, und ich lerne doch auch einmal kennen, was es heißt: in gemächlicher Ruhe fahren,“ sprach er zufrieden vor sich hin, das Auge immer besorgt auf den Kranken geheftet.

Der Doctor war ein sonderbarer Mann. Kein Mensch wurde aus ihm recht klug. Er that unendlich viel Gutes, aber Alles mit einer gewissen Ironie, für die den Meisten das Verständniß fehlte. Ist diese Ironie mit wahrem Wohlwollen, was bei Selly der Fall war, gepaart, so ist sie das Ergebniß einer reichen Erfahrung auf philosophischer Basis. Wer dahin nicht

kommt und Stürme gehabt hat, verfällt in einen Ernst, der gar zu leicht in Trübsinn und Menschenhaß ausarten kann. Selly war reich, unabhängig, in den besten Jahren, aber unverheirathet. Das wollte ihm seine ganze, an Töchtern reichgesegnete Nachbarschaft nicht vergeben, um so mehr nicht, als er sich niemals auf eine Erklärung einließ, warum er bei seinem Junggesellenleben verharre. Aus seiner Vergangenheit wußte man so gut wie nichts, allen Fragen darüber wich er geschickt aus, und wurde er ja einmal in die Enge getrieben, so erzählte er Dinge, denen man sogleich anmerkte, daß sie in das Reich der Fabel gehörten.

Der Verwundete war, nachdem man auf dem Gute des Doctors angekommen war, in ein behaglich eingerichtetes Zimmer gebracht worden. Nach einigen Stunden hatte er sich so weit erholt, daß er Herrn Selly seinen Dank in warmen Worten ausdrücken konnte. Der Doctor unterbrach ihn aber sogleich, indem er in einem ungewöhnlich ernsten Tone sagte: „Bleiben Sie mir heute ruhig, wenn Sie jedoch glauben, mir einigen Dank schuldig zu sein, so erzählen Sie mir gelegentlich, wie Sie zu dem Medaillon kommen, das ich in der Brusttasche Ihrer Uniform gefunden habe.“

„Interessirt es Sie?" fragte der Offizier, sich etwas von seinem Lager erhebend.

„Ja!" war die ganze Antwort, die ihm der Doctor ertheilte, indem er das Zimmer verließ.

In seinem Studirzimmer, wohin er sich begab, sah es ziemlich bunt aus. Physikalische Apparate, Globusse, Landkarten, dicke Folianten lagen und standen in vertraulicher Gemeinschaft ungeordnet auf Tischen, Stühlen und dem allerbequemsten Platze, auf dem Boden. Mehrere Wandschränke ließen durch die etwas angelaufenen Glasscheiben eine reiche Sammlung von Conchilien und Käfern sehen. Alles bedeckte in der anerkennenswerthesten Weise, gleichmäßig ohne sonderliche Bevorzugung eines Gegenstandes, ein vieljähriger Staub, der dem eintretenden Doctor zum Willkommen freundlich entgegenkräuselte.

Man sah es an der ganzen Einrichtung des Zimmers, daß hier selten oder nie eine weibliche Hand gewaltet habe. Es ist eine Eigenthümlichkeit fast aller unverheiratheten Gelehrten und derjenigen, die sich dazu zählen, ihr Studirzimmer in möglichster Unregelmäßigkeit zu erhalten. Unordnung darf man nicht sagen, denn der Gelehrte weiß aus dem chaotischen Wirrwarr jedes Blättchen Papier herauszufinden, während er, sobald nur ein Buch durch fremde Hände aus der von

ihm angewiesenen Lage herausgerückt ist, das ganze Zimmer umkehren muß, um das große lateinische Lexikon zu finden, das ihm doch grade vor der Nase liegt.

Der Doctor war heute in einer unruhigen Stimmung. Peter, der grüne Papagay, der ihn vom Schreibtische herab zierlich die Pfote reichen wollte, bekam einen Klapps, der den erschrockenen Vogel so verblüffte, daß er in ein lautes anhaltendes Wehegeschrei ausbrach. Die Töne waren keineswegs angenehm, wurden aber unerträglich, als Sultane, die Hündin des Doctors, mit einem aufmunternden Fußtritt bedacht, heulend ihr Klagegeschrei mit einmischte. Am Fenster, das in einen blühenden Garten hinauszeigte, hingen einige Vogelbauer mit lebenden Bewohnern, die nicht verfehlten, mit ihrer Kehlfertigkeit das improvisirte Concert zu unterstützen. Namentlich zeichnete sich ein alter Rabe in den schwierigsten Coloraturen aus. Daß der Lärm dadurch fürchterlich und ohrenzerreißend wurde, kann man sich denken.

Selly war so überrascht von der unbekannten Virtuosität seiner Lieblinge, daß er dem plötzlich entstandenen philharmonischen Verein einen Augenblick mit vollster Aufmerksamkeit zuhörte, dann aber mit einem: „Wollt Ihr ruhig sein, Ihr Bestien!“ zornig dazwischenfuhr.

Armer Doctor! Es war vergebliche Mühe! Man muß den Löwen nicht noch mehr reizen, wenn er einmal zornig geworden ist. Die Vögel und der Hund machten allerdings eine Pause, sie mochte aber in ihren Noten liegen, denn gleich darauf stimmten sie mit größerem Feuer, mit einer wahrhaft wilden Begeisterung ein Tonstück an, welches das Kriegsgeschrei von zehntausend Indianern an Kraft und Ausdruck weit überbot.

Der Doctor mußte jetzt hell auflachen. „Bin ich nicht thörichter als diese Vögel?“ rief er munter, indem er sich an den Schreibtisch setzte und eine Schublade aufriß. „Diese Bestien lassen sich nicht durch mich irre machen, der ich sie doch gleich niederschlagen könnte, und ich lasse mich durch ein Phantom, durch eine bloße Vermuthung beirren und aus der gewohnten Ruhe bringen.“

Er hielt ein mit starker Seide umschlungenes, mehrfach versiegeltes Packet prüfend in der Hand und las mit einer gewissen Beklommenheit die Aufschrift: „Nach meinem Tode uneröffnet zu verbrennen.“

Es überfällt uns immer eine Art von Grauen, wenn etwas längst Erlebtes, das wir mit allem Nachdruck der Seele zu vergessen suchten, urplötzlich wieder vor unsere Sinne tritt, oder wenn Gegenstände, wie ausgestellte Vermächtnisse, welche mit unserem Tode

zusammenhängen, bewußtvoll oder zufällig in unsere Hände gerathen.

Der Doctor empfand etwas von diesem Grauen. Es drängte ihn das Packet zu öffnen und doch zögerte er auch wieder damit, von mannigfachen Gefühlen zurückgehalten. Unwillkürlich löste sich aber doch zuletzt unter seinen Fingern ein Siegel nach dem andern, die Seide ging auf und Schriften, Papiere und Briefe fielen auf Tisch und Boden....

„Soll ich denn wirklich den Schmerz der Vergangenheit nochmals empfinden?" Mit diesen Worten sprang der Doctor vom Tische und machte einige Schritte durch's Zimmer. Stehen bleibend griff er nach dem ersten besten Blatt, und indem er hineinsah, zuckte er leise und zitternd zusammen. Lange starrte er darauf hin, von wunderlichen Erinnerungen überwältigt. Tief aufseufzend las er den Brief erst leise, dann laut:

„Ich habe treulos gehandelt, Dir große Schmerzen gemacht und kann mich nicht entschuldigen. Ich kann auf Deine Vergebung nie rechnen, und habe nur den Einen Wunsch: daß wir uns nie wieder in diesem Leben begegnen möchten. Ich würde Deinen Blick nicht ertragen, und diese Begegnung würde eine härtere Strafe für mein Vergehen sein, als der Tod."

Der Doctor wurde hier durch einen Diener unterbrochen, der mit einer Meldung in's Zimmer trat.

„Herr Doctor!"

„Was giebts?"

„Eine Dame ist so eben vorgefahren; sie wünscht Sie zu sprechen."

„Wie heißt sie?"

„Sie hat sich mir nicht genannt."

„Führ' sie herein!" bestimmte der Doctor, indem er die herabgefallenen Briefe vom Boden auf den Tisch legte. Der Diener öffnete der Angemeldeten die Thür und entfernte sich.

Sie schlug, sobald dies geschehen, den Schleier zurück, der ihre Züge verbarg, und begrüßte den Doctor mit gewählten Worten. Dieser war nicht wenig erstaunt, in ihr die Dame zu erkennen, die er bei dem Duell im Walde angetroffen hatte.

Er prüfte, indem er sie zum Sitzen einlud, jetzt genauer ihre Züge, die ihm, je länger er sie betrachtete, immer bekannter wurden. Er mußte die Dame, die sich mit vornehmer Nachlässigkeit in einen Fauteuil niederließ, schon irgendwo gesehen haben. Vergebens sann er aber den näheren Umständen nach. Man konnte sie schön nennen, jeder Zug harmonirte mit dem andern, aber über dem Ganzen lag eine gewisse Gleichgültig-

keit, eine Abspannung, wie ein dünner trübender Nebelschleier. Die Verletzung der Jugend durch Kummer, Sorgen, vernachlässigte Erziehung, oder durch zu frühe Hingebung an gesellschaftliche Vergnügungen, sprachen vieldeutig aus ihrem Antlitz heraus. Der frische Rosenhauch hatte es vor der Zeit verlassen.

So sehr es den Doctor drängte, etwas Genaues über das Duell zu erfahren, war er doch zu viel Weltmann, eigends eine direkte Frage deswegen zu thun, auch kam ihm die Dame entgegen, indem sie sich nach dem Befinden des Verwundeten erkundigte.

Der Arzt konnte ihr die beruhigendsten Mittheilungen machen, verhehlte ihr aber zugleich auch seine Verwunderung nicht, wie sie wisse, daß sich der Verwundete bei ihm befinde.

Sie nahm das Gesagte mit einem leisen Lächeln auf und erwiderte: „Es ist immer angenehm von der Genesung eines Kranken zu hören, um so mehr, wenn es sich um einen Verwandten handelt."

„Der junge Offizier ist Ihr Verwandter?" fragte Selly, indem er an ihre Gleichgültigkeit dachte.

„Ja. Er kam aus Frankreich zum Besuche nach Heidelberg, wo ich mich gerade mit meinem Verlobten aufhielt."

„Vermuthlich der andere Herr, der Gegner Ihres Verwandten?"

„Derselbe."

„Und darf ich mich erkühnen, nach der Veranlassung des Duells zu fragen?" fuhr Selly fort, eine leise Entrüstung, die in ihm aufstieg, unterdrückend.

„Suchen Sie diese unter den einfachsten und nichtigsten. Junge Männer fordern so gern den Tod heraus, weil sie das Leben nicht begreifen und glauben, ohne eine gewisse eingebildete Ehre nicht leben zu können."

In den letzten Worten lag ein unendlicher Spott, der den guten Doctor beleidigte. Auch er haßte das Duell, wußte aber recht gut, daß es Verhältnisse gebe, wo es einem jungen Manne unmöglich wird, ohne Schande davon zurückzutreten, auch ahnte er, daß hier ein weit ernsterer Grund vorgewaltet haben mußte, als es die Dame zugestehen wollte. Er faßte gegen diese daher eine innere wachsende Abneigung und suchte, in der Hoffnung, von dem jungen Offiziere mehr zu erfahren, dem Besuche ein Ende zu machen.

Mit einigem Nachdruck sprach er deswegen: „Mein Fräulein, die Theilnahme, die Sie hierher führt, entschuldigen Sie die Kühnheit meiner Behauptung, scheint mir nicht echt zu sein. Ich erinnere mich recht gut des

Augenblickes auf dem Kampfplatze, wo Sie bei meinem Erscheinen davon eilten. Die Menschenpflicht gebot das Hinzuziehen eines Arztes, es ist nicht geschehen. Es muß ein Kampf auf Tod und Leben gewesen sein."

„Woher nehmen Sie diese Vermuthung? Hat er bereits mit Ihnen gesprochen? So ist seine Wunde nicht gefährlich?" Die Dame stand bei diesen Worten auf und trat dem Doctor mit lebhaften Augen näher.

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß sie nicht gefährlich ist," entgegnete dieser kalt. „Der Kranke aber ist noch zu schwach, um viel sprechen zu können. Ich erfuhr von ihm nichts." Aber, fuhr er mit erhobener Stimme fort, „wissen Sie auch, mein Fräulein, daß es meine Pflicht ist, der Behörde von dem Vorfall Anzeige zu machen?"

„Ich weiß es," erwiderte sie leise, indem sie hinzusetzte: „ich kam deswegen, Sie zu bitten, die Anzeige nicht machen zu wollen. Ich beabsichtigte, diese Gegend gestern zu verlassen, Alles war zur Abreise bereit, die plötzliche und unerwartete Ankunft meiner Mutter jedoch hat alle Vorkehrungen zu nichte gemacht."

„Ihre Mutter!" der Doctor fragte mit einer Beklemmung, über die er sich keine Rechenschaft geben konnte.

„Ja, sie kommt aus dem Süden Frankreichs."

„Aus dem Süden Frankreichs?"

„Was beunruhigt Sie, Herr Doctor?"

„Nichts, nichts!" entgegnete Selly, auf dessen Stirn einzelne kleine Tropfen standen, während, wie es schien, der Athem ihm versagen wollte. Die Dame betrachtete ihn mit steigender Aengstlichkeit, und wußte nicht, was sie von ihm denken sollte, als er sie jetzt mit einem Ausdrucke betrachtete, der ihr durch die Seele ging. Sie konnte den Blick nicht ertragen und wandte sich ab. Ihr Auge fiel auf den Tisch.... auf einen blitzenden Gegenstand, nach dem sie mechanisch griff. Es war das Medaillon, das Selly dem verwundeten Offizier abgenommen hatte.

„Ah, das Bild meiner Mutter!" rief sie verwundert.

„Ihrer Mutter?!" wiederholte der Doctor ausrufend und bebend.

„Allerdings, wie kommt es in Ihre Hände?"

Selly suchte sich zu fassen. Er fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte er die Bilder verscheuchen, die sich um seine Seele drängten. Er bemerkte, wie die Dame die Schriftzüge eines offen liegenden Briefes scharf musterte und ihn fixirte... er entzog ihr denselben rasch und wollte sich mit einer

Verbeugung verabschieden, als die Thür geöffnet wurde und der Gegner des Offiziers hereintrat.

„Was thun Sie hier, Clemence?“ fragte er lebhaft, in einem Tone, worin etwas Befehlendes lag.

„Sie werden doch gestatten, daß ich mich nach dem Befinden eines Verwandten erkundige,“ entgegnete sie, kaum im Stande, ihre Ueberraschung zu verbergen.

„Ihr Verwandter ist in zu guten Händen, als daß dies nothwendig wäre, mein Fräulein!“

Der Ton, mit dem er sprach, klang so scharf und schneidend, daß Clemence, davon verletzt, auffahren wollte. Ihre Seele mußte aber nicht frei sein, denn als ihr Blick dem seinigen begegnete, senkte sie das Auge zu Boden und schwieg.

„Mein Herr,“ wandte sich jetzt der Baron an den Doctor, der ihm eben entgegentrat, — „ich bin der Baron von Löwenhelm. Ich wollte gestern diese Gegend verlassen, um sie nie wiederzusehen, die unangenehme Dazwischenkunft eines Dritten nöthigt mich aber noch auf einige Tage meine Abreise hinauszuschieben. Ich ersuche Sie in Ihrem und meinem Interesse, vorsichtig zu sein und den Worten des Herrn von Cordonay, den ich das Unglück hatte, zu verwunden, keinen größeren Glauben beizumessen, als sie

verdienen. Es sind die Worte der Jugend, die nicht Alles prüft und erwägt."

„Sie vergessen," unterbrach ihn der Doctor stolz, „daß Herr von Cordonay Offizier ist."

Der Baron biß sich auf die Lippen, entgegnete aber lebhaft: „ich hoffe, daß Ihnen der Verwundete nicht mehr sagen wird, als er darf. Im Uebrigen rathe ich Ihnen, Herr Doctor, Sie mögen hören, was Sie wollen, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Schon der Besuch dieser Dame, der ohne mein Wissen geschah, war überflüssig. Wenn Sie es aber trotz meiner Warnungen vorziehen sollten, eine einfache Duellgeschichte der Oeffentlichkeit zu übergeben, so seien Sie überzeugt, daß ich noch Mittel in Händen habe, jeden Vorwitz zu bestrafen."

Der Zorn wollte den Doctor übermannen, er unterdrückte ihn aber und entgegnete achselzuckend: „Ihr Benehmen, Herr Baron, ist so maßgebend für mich, daß ich Ihnen nicht mehr antworten werde. Ich bin in meinem Hause." —

Clemence ergriff den Arm des Barons, dem die Stirnader aufschwoll und zog ihn sachte zur Thür hinaus, indem sie dem Doctor im Vorübergehen ein leises: „Auf Wiedersehen!" zurief.

Doctor Selly stand nach der Entfernung Clemence's

und des Barons von Löwenhelm eine kurze Weile in Gedanken versunken, dann zog er hastig die Glocke. Ein Diener trat ein.

„Friedrich, ich weiß Du bist verschwiegen. Wie?“ —

Der Diener antwortete nicht. Der Doctor loderte auf: „Warum sprichst Du nicht?“

„Wenn der Herr Doctor wissen, daß ich verschwiegen bin, muß ich es mündlich bestätigen?“ —

Der Doctor lächelte und wiegte mit stillem Vergnügen das Haupt, während man draußen zwei Wagen fortrollen hörte.

„Sattle sogleich ein Pferd, Friedrich,“ sprach er dann „und reite den Wagen nach. Sie nehmen den Weg nach Heidelberg. Dort angekommen, beachtest Du genau, wo die Dame und der Herr, die eben hier waren, absteigen. Erkundige Dich alsdann vorsichtig nach Allem, was im Hause vorgeht. Diesen Weg mußt Du bis auf Weiteres täglich zwei Mal machen, jeden Vor- und jeden Nachmittag. Du rapportirst mir Alles genau. Sobald Du mir die Nachricht bringst, daß die Beiden Heidelberg verlassen wollen, ist Dein Auftrag zu Ende.“

Mit einem leichten: „Wird Alles pünktlich besorgt, Herr Doctor“ schwenkte Friedrich zur Thür hinaus. Der Doctor faltete sorgsam die zerstreuten Briefe wie-

der zusammen, bis auf einen, den er nebst dem Medaillon in die Brusttasche seines Rockes steckte, während er die andern behutsam in seinem Sekretair verschloß.

Nachdem er noch einige Mal, wie um sich vollständig zu beruhigen, durch das Zimmer gegangen war, hier dem unterdeß still gewordenen Peter den grünen Rücken streichelnd, dort die eben so ruhige Sultane am Ohr in freundlichster Absicht zausend, verließ er das Zimmer und ging hinauf in das erste Stockwerk, wo der Verwundete lag.

Selly unterließ nichts, was zur schnellen Heilung seines Patienten beitragen konnte. Er wachte selbst manche Nacht an dem Bette desselben, damit der nothwendige frische Verband nicht fehle. Herr von Cordonay bat ihn dringend, seine Güte nicht zu weit auszudehnen, er sei ihm schon hoch genug verpflichtet, der gute Doctor wollte aber davon nichts wissen und verschrieb ihm in solchen Augenblicken als bittre Arznei: Stillschweigen.

Nach wenig mehr als acht Tagen war der Offizier wieder so weit hergestellt, daß er mit Hülfe eines Krückstockes einige Schritte gehen konnte; die Wunde zeigte sich ziemlich verharrscht......

Es war Nachmittag. Die Julisonne brannte heiß auf Feld und Wald. Selly und sein in vollständiger

Genesung begriffener Gast saßen geschützt unter dem Laubdach einer köstlichen Verande, die sich von der Schloßterrasse nach dem großen Garten des Doctors hinzog. Vor ihnen auf einem Tische standen im feinsten Porzellangeschirr die Ueberreste eines leckeren Mittagsmahles, und eben brachte ein Diener zwei Bowlen dampfenden Mokka's, dessen Aroma den würzigen Blumenduft, der von allen Seiten hinzuströmte, für einen Augenblick bewältigte. Der vorsichtige Doctor langte nach einer Kuffe heißen Wassers und verdünnte die für Herrn von Cordonay bestimmte Tasse. Dann holte er mit der Bedachtsamkeit eines echten Rauchers aus seinem Etui zwei köstliche Havanna-Cigarren, offerirte eine davon dem verbindlich lächelnden Nachbar, steckte die seinige an einer Spiritusflamme an, das Schwefelholz des weniger bedachtsamen Gastes verschmähend, und bald kräuselten sich bläuliche Wölkchen in die Luft.

Keine Stunde ist zum süßen Nichtsthun geeigneter, als die nach einer guten Tafel. Es ist ein Genuß nach dem Genusse. Blauer Himmel, Sonnenschein und frische Luft tragen zu der Befriedigung, die Körper und Seele empfinden, nicht wenig bei. Der Doctor und Herr von Cordonay empfanden diese Befriedigung im hohen Grade, denn sie thaten im eigentlichsten Sinne des Wortes nichts. Sie schwiegen,

blickten in's Leere und bliesen in langen Pausen den Cigarren-Rauch von sich.

Endlich unterbrach Herr von Corbonay das lange Schweigen, durch welche Veranlassung ist noch nicht enträthselt, vermuthlich durch den herabgefallenen silbernen Löffel aus seinem Hinträumen aufgeschreckt.

„Sie sind doch ein recht reicher Mann, Herr Doctor, wenn Ihnen all' die Besitzungen gehören, die hier ausgebreitet liegen," sagte er, mit einiger Mühseligkeit den Löffel aufhebend.

Der gute Doctor mochte an Gott weiß was gedacht haben, denn er mußte sich auf die Frage erst wiederholt besinnen, ehe er eine Antwort gab.

„Die Besitzungen gehören allerdings mir," erwiderte er gelassen, „aber ob ich deshalb reich zu nennen bin, will ich nicht gerade behaupten."

„Sie haben doch gewiß keine Schulden," lachte der Reconvalescent.

„Das ist nun wieder die Bemerkung eines Kavallerie-Offiziers," stimmte der Doctor mit ein, ernster hinzufügend: „Es ist gewiß eine schöne Sache um eine sorgenfreie Existenz, ich möchte behaupten, sie verjüngt das Alter und verlängert das Leben, aber der Frieden der Seele gilt mehr."

„Den haben Sie doch gewiß, mein väterlicher Freund!"

„Ich, ja, so weit ich den Maßstab menschlicher Berechnung anlegen kann. Aber sind wir Menschen nicht durch und durch Egoisten? Wer steht mir dafür, daß all' die Handlungen, die meiner Meinung nach gut und edel sind, es dem Allgemeinen gegenüber bleiben? Bewußtsein ist noch nicht Gewißheit, und wir haben doch nicht allein uns selbst Rechenschaft über unsere Thaten zu geben? Der Einzelne soll im Ganzen nicht untergehen, er soll sich ihm verbindlich, nützlich machen, nach Maßgabe seiner Kraft, kann er folgerichtig darum auch sein eigener Richter sein? Das Ganze steht über dem Einzelnen. Die Befriedigung, die mir eine gute That gewährt, ist süß, aber eine solche That ist doch selbstverständlich. Kann sie der Seele den Frieden gewähren? Kann diese überhaupt ruhig sein, wenn ich mir sagen muß, Du hast Dir den Frieden erkaufen müssen durch Unglück, Kränkung Anderer? Zweifel und Ungewißheit sind die Begleiter des Menschen bis zum Tode."

„Sie müssen sehr unglücklich gewesen sein," entgegnete Herr von Cordonay nach einer kleinen Pause.

„Ich glaubte es gewesen zu sein. Ich war damals jünger, voll verwegener Hoffnungen. Als diese

vernichtet wurden, eine nach der andern fehlschlug, gerieth ich in's Extrem, in maßlose Verzweiflung. Ich gefiel mir darin, und ich muß gestehen, die Wonne dieses Schmerzes wiegt zahllose wirkliche Freuden auf. Großer wilder Schmerz der Jugend ist Poesie. Aber man wird Mann, die heillose nüchterne Prosa macht ihr Recht an uns geltend. Der Mensch ist so abhängig von der Organisation seiner Natur, die ihn bald zur höchsten Höhe erhebt, bald zur tiefsten Erniedrigung herunterzieht; er ist abhängig von seiner Umgebung, der größeren Gesellschaft, dem Staate, der Ehre, dem Vaterlande."

Dem Doctor war die Cigarre ausgegangen. Er zündete sie mit größter Gemüthsruhe wieder an, während der junge Offizier erröthend vor sich niederblickte. Er fühlte sich durch die Worte Selly's etwas betroffen, da er sich eingestehen mußte, ihn mit Klagen und Vorwürfen über sein Schicksal nicht verschont zu haben.

Bald darauf glimmte die Cigarre des Doctors wieder, daß es eine Freude war. Es währte denn auch nicht lange, so fuhr er fort: „Jeder Mensch, der schwächste, kann sich zu einer gewissen Stärke erheben. Das Unglück ist zäh und eisern, es klammert sich uns mit tausend Organen an, aber es ist doch nicht stark

genug gegen echte Willenskraft. Und zugegeben, daß es stärker sei, nun, ein bewußtvoller Tod ist der schönste."

Und doch sind wir geboren zu leben," wandte der Offizier unwillkürlich ein.

„Ich weiß nicht, was Ihnen mehr Freude macht," erwiderte Selly trocken, „eine durchschwelgte Nacht oder das Bewußtsein, tüchtig und mit redlichem Bestreben gearbeitet zu haben. Wer mit Anforderungen in's Leben tritt, hat bereits aufgehört zu leben; seine Voraussetzungen werden nie in Erfüllung gehen. Ueberhaupt ist es schwer, zwei Menschen zur Einsicht über Freude und Genuß zu vereinen; dem Einen ist eine kleine winzige Blume unendlich viel, dem Andern möchte kaum ein Königreich genügen. Unter Millionen sind eben so viel Ansichten verstreut."

„Eine Macht," warf der Offizier erglühend dazwischen, „eine Macht vereinigt und bewältigt Alle — die Liebe!"

Der Doctor antwortete nicht, er mußte die heruntergefallene Cigarrenasche von seinem Rocke abschütteln.

Herr von Cordonay fuhr fort: „Herr Doctor, Sie haben mich einmal und seitdem nicht wieder nach der Veranlassung des Duells gefragt. Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen nichts zu verschweigen. Ihre Theilnahme für mich war eine väterliche. Sie sagten

mir es nie, aber Sie fühlten, daß ich unglücklich sein müsse."

„Sie sind es?" fragte Selly, wie um eine festere Ueberzeugung zu gewinnen.

„Ich bin es," seufzte der Offizier tief auf. „Wissen Sie, Doctor, was ich für das Traurigste im Leben halte?"

„Nun?"

„Das Alleinstehen, ohne Vater, Mutter, Geschwister zu haben. Der Schmerz der Einsamkeit ist der ergreifendste. Ich bin Mann und Offizier, aber wie viele Stunden hatte ich nicht schon, wo ich, niedergedrückt von der unermeßlichen Leere, die mir im Herzen sitzt, die ich mitten im Geräusche des militairischen Lebens empfand, meinen Degen zerbrechen wollte im Angstgeschrei der Seele, die sich nach Theilnahme und Verständniß sehnte. Lassen Sie mich Ihnen Alles sagen, Doctor.

„Ich wurde in der Militair-Schule von Paris erzogen. Ich erinnere mich dunkel, daß ich meine ersten Kinderjahre im Süden Frankreichs verlebte. Dort der Obhut eines Professors übergeben, erfuhr ich nie etwas von meinen Eltern. Sie seien gestorben, hieß es. Ich mochte es nicht glauben, es widerstrebte meiner ahnungsvollen Ueberzeugung, die mir immer wieder-

holte, ich müßte noch eine Mutter haben. Auch näherten diese Ahnung so manche Geschenke, die ich mehrmals im Laufe des Jahres erhielt. Einst befand sich unter andern Sachen auch jenes Medaillon, das jetzt in Ihren Händen ist. Wie malte ich mir das Glück aus, endlich, endlich meine Mutter zu umarmen! Jahre vergingen, meine heiße Sehnsucht wurde nicht erfüllt. — Ich wurde Offizier. Mit welchen Ansprüchen trat ich in die Welt! Mit welchem Drange nach Befriedigung einer verlangenden, lange in den Fesseln der Entbehrung geschmiedet gewesenen Seele warf ich mich in das Leben hinein. Ich habe von der Natur heißes Blut empfangen. Ich mußte es ausströmen lassen, tropfenweise, in den Becher bittrer Erfahrung und Enttäuschung.

„Auf einem Balle lernte ich Clemence von Charolay kennen. Ihre blendende Erscheinung, ihr Ton, jede ihrer Bewegungen, die eine Königin zieren konnten, machten mich erglühen. Ich gehörte ihr vom ersten Augenblicke an. Das Feuer der ersten Liebe verzehrte mich in ihrem Bilde bei Tag und Nacht. Ich schien ihr nicht gleichgültig zu sein, wenigstens schenkte sie mir eine größere Aufmerksamkeit, als vielen andern ihrer Anbeter. Sie lud mich zu sich ein, und ich verlebte an ihrer Seite schöne, unvergeßliche Stunden.

Ich werde sie nie vergessen! — Doch wozu Sie, lieber Doctor, mit einer Liebesgeschichte unterhalten wollen, deren Verlauf der friedlichste war. Lassen Sie mich kurz sein. Es kam zu einer Erklärung. Doctor, ich wurde wieder geliebt! Werden Sie meine Seligkeit begreifen, wenn ich sie mit den glühendsten Farben schildere? Nein! Sie würden mich nicht verstehen, meine Farben würden hinter der Wahrheit unendlich weit zurückbleiben! Jetzt erst gewann das Leben an Reiz für mich, jetzt erst schloß sich mir der Tempel der Freude auf. Ich fühlte mich nicht mehr einsam, ich vergaß Eltern, Geschwister, Freunde in den Armen der Liebe. Ich war unendlich glücklich! Mußte ich es denn aber sein, um unendlich elend zu werden?"

Er schwieg, von Erinnerungen überwältigt, und blickte starr vor sich hinaus. Der Doctor hatte den letzten Zug aus seiner Cigarre gethan. Verdrießlich warf er sie bei Seite und kreuzte die Arme. Das war immer ein Zeichen, daß ihm etwas nicht gefiel. Auch er schwieg und machte keine Anstalten, seinen Nachbar zur Fortsetzung seiner Erzählung anzuregen. Nach einer längeren Pause begann aber dieser von selbst:

„Eines Abends fand ich Clemence zerstreut, nachdenkend. Vergeblich blieben meine Bitten und Beschwörungen, mir ihren Kummer mitzutheilen — sie schwieg.

Ich kniete vor ihr nieder, ergriff ihre Hand, bedeckte sie mit heißen Küssen, aber kein Wort entschlüpfte ihren Lippen. Sie betrachtete mich mit einem jener räthselhaften Blicke, die tief in die Seele gehen, und doch kein Verständniß zulassen. Es wurde spät, Stunde um Stunde verging... sie blieb gedankenvoll, schweigend. Mein Blut brauste auf, ich schritt durch das Zimmer, blieb vor ihr stehen und machte meinem gepreßten Herzen durch Vorwürfe Luft. Ich beschuldigte sie des Mangels an Vertrauen, an Liebe. Sie erhob sich und blickte mich durchbohrend an. Ich erschrack vor diesem Blicke, die Weiblichkeit hatte keinen Theil daran. Mir war's in diesem Augenblicke, als durchschnitt mir ein Messer die Brust, ein Blitz durchzuckte mich: sie hat mit Dir gespielt, sie hat Dich getäuscht! — Doch jetzt lächelte sie wieder, so sanft, so mild, daß ich vor ihr niederstürzen und sie um Verzeihung hätte anflehen mögen. „Es ist spät, Alfons," flüsterte sie, „Sie müssen mich verlassen. Morgen werden Sie ruhiger sein, ich erwarte Sie zur gewöhnlichen Stunde." — Ich ging. Nach einer schlaflosen Nacht, in der mich entsetzliche Bilder und Vorstellungen quälten, eilte ich nach ihrem Hause. Sie war abgereist. Wie vom Donner gerührt, stand ich sprachlos, unfähig eines Wortes. Mit einem gellenden Schrei machte sich end-

lich die gefesselte Brust frei. Einem Rasenden gleich stürze ich in ihre Gemächer, durchsuche jeden Winkel — kein Blatt, kein Wort für mich! Ich frage, ziehe Erkundigungen ein — Niemand kann mir Auskunft geben. — Doctor, ich habe sie doch unsäglich geliebt! — Endlich erbarmt sich meiner der Portier des Hauses. Er vertraut mir, daß er das Paß-Visum besorgt und die andern nöthigen Vorkehrungen getroffen. Clemence hätte die Tour nach Straßburg eingeschlagen. Von der Kammerfrau habe er indeß erfahren, daß die Reise nach Deutschland, nach Heidelberg gehe. — Ich fliege zu meinem Regiments-Commandeur und bitte um Urlaub. Ich erhalte ihn und bin in einer Stunde reisefertig. In dem Augenblicke, wo ich zu Pferde steige, übergiebt mir Jemand ein versiegeltes Billet. Ich nehme mir nicht die Zeit, es zu lesen. Erst in Straßburg brach ich es auf. Es benachrichtigt mich von der Ankunft meiner Mutter. Meiner Mutter, Doctor, die ich nie gesehen, nach der ich mich in Sehnsucht verzehrt hatte! Ich stehe rathlos, unentschlossen. Welcher Sturm der Gefühle bewegte mich! Da fliegt ein Reiter an mir vorbei mit verhängten Zügeln, auf schaumbedeckten Pferde. Es ist ein Diener Clemence's ... Ohne Wahl, vom Augenblicke hingerissen,

folgte ich ihm, es war eine Hetzjagd geängstigter Seelen... Endlich war ich in Heidelberg."

„Nun?" fuhr der Doctor lebhaft heraus, von der Schilderung Cordonay's hingerissen, als dieser innehielt.

„Ich hatte viel Mühe mit meinen Erkundigungen. In keiner Fremdenliste fand ich ihren Namen. Schon hielt ich mich abermals für getäuscht, als mich der Zufall in die Neckarstraße führte. Ein hohes ansehnliches Haus erweckte meine Aufmerksamkeit. Alle Jalousien waren heruntergelassen. Ein unbestimmtes Etwas ließ mich nicht vom Platze gehen. Ich drückte mich hinter das Portal eines gegenüberstehenden Hauses und harrte hier wol eine Stunde. Endlich wurde ein Fenster geöffnet und... Clemence, an der Seite eines Mannes, lehnte heraus. Es drängte mich hervorzustürzen. Mit aller Gewalt nur hielt ich mich zurück. Als sich Beide nach geraumer Zeit, die ich in Fieberangst zubrachte, wieder entfernten, überlegte ich, was ich beginnen sollte. Eine Stunde ging ich auf dem herrlichen Schloßberge auf und ab, ohne zu einem bestimmten Entschlusse zu kommen. Bald wollte ich mich rächen, bald wollte ich verzeihen. Ich konnte mir nicht klar werden und befand mich noch in Zweifel, als plötzlich ein Zufall mich zu einer Art von Entscheidung gelangen ließ. Derselbe

Diener, der in Straßburg an mir vorübersprengte, begegnete mir an der Terrasse, zu deren Füßen sich das Neckar-Panorama ausbreitet. Er war überrascht, mich in Heidelberg zu sehen. Ich ließ ihm aber kaum Zeit, sich von seinem Erstaunen zu erholen. Das Geld ist ein mächtiger Hebel. Der Diener, von mir bestochen, versprach mir, mich am Abend in das Haus zu lassen.

„Der Abend kam heran. Ich mußte meine ganze Kraft zusammenraffen, um nicht bei jedem Schritte, den ich that, hinzusinken. Das Zittern der Erwartung durchlief meine Glieder. Was ich eigentlich wollte, wußte ich selbst nicht. Ich wollte sie sehen, an der meine Seele hing, mit deren Entfernung der heiße Pulsschlag meines Herzens zu schlagen aufgehört hatte. Kaum vermochte ich die Treppe, die in das erste Stockwerk führte, hinaufzusteigen. Endlich stand ich vor ihrem Zimmer. Der Diener verließ mich. Ich lehnte lange, lange Zeit an dem Thürpfosten, um meine Gedanken zu sammeln. Ein Geräusch schreckte mich empor. Rasch öffnete ich die Thür und stand vor ihr. Sie war bei meinem Anblick mehr verwundert, als überrascht und erhob sich kaum vom Sopha. Ich versuchte zu sprechen, aber die Stimme versagte mir. „Was wollen Sie?“ fragte sie mit einem so gleichgültigen Tone, daß ich erbebte. Ich antwortete nicht.

„Ich kann diesen Ueberfall nur Ihrer Jugend zuschreiben und vergeben,“ fuhr sie fort, indem sie aufstand und nach der Klingel griff. „Clemence!“ rief ich im höchsten Schmerze verrathener Liebe, weiter vermochte ich nichts zu sagen. Vor meinen Augen wurde es Nacht, in tausend Farben flimmerte es vor mir, und doch sah ich, wie ihre Hand bei meinem Ausruf zitterte, wie ihr die Klingel entglitt. In demselben Augenblicke aber ward eine Seitenthür aufgerissen und ein schwarz gekleideter Herr trat ins Zimmer, kalt, gleichgültig, ohne zu grüßen. „Wer ist der junge Mann?“ fragte er, auf mich deutend. „Ein Bekannter aus Paris, der auf der Durchreise begriffen ist, und mir Briefe überbrachte,“ antwortete sie ohne Zögern. „So spät?“ lächelte der Fremde so beleidigend, daß ich entflammte. Er setzte sich nachlässig in eine Sopha-Ecke, maß mich von Kopf bis zu Fuß, nahm ein Zeitungsblatt und begann zu lesen. Ich knirschte mit den Zähnen, blickte bald auf Clemence, bald auf den Boden. So entstand eine kurze Pause, die durch nichts ausgefüllt wurde, bis endlich der Unbekannte das Zeitungsblatt wieder bei Seite legte, mich abermals musterte, die Uhr zog und sprach: „Es ist spät, ist Ihre Bestellung noch nicht beendigt?“ Mein ganzer Zorn erwachte. Mit einer Leidenschaft, welche von der Wuth

die Worte lieh, machte ich ihn mit meinem früheren Verhältniß zu Clemence bekannt und schloß mit den Worten: „Mein Herr, ich bin Offizier, die Ehre ist mein Wappen, wer es antastet, den ermorde ich!“

„Die Jugend, die Jugend!“ fiel hier der Doktor ein.

„Der Fremde stand auf. Er nahm Clemence, die nicht zu widerstehen wagte, bei der Hand und trat vor mich hin. „Das ist meine Verlobte,“ sprach er mit scharfem Accent, „sie muß Ihre Worte bestätigen, wenn ich Ihnen glauben soll. Sprechen Sie, Clemence!“ Sie flüsterte ein leises Ja. — „Ja?“ wiederholte er langsam und fuhr fort: „Mein Wappen ist nicht minder fleckenlos, ich will es rein erhalten. Was zwischen Ihnen und Clemence vorgefallen ist, will ich, daß es ein Geheimniß bleibe. Glauben Sie noch Rechte auf meine Verlobte zu haben, so machen Sie sie geltend. Wir werden uns schlagen, auf Tod und Leben. Sind Sie der Ueberlebende, können Sie Ihre Bewerbungen fortsetzen, ich werde Sie als Todter wol nicht mehr daran hindern können. — Was am andern Morgen erfolgte, wissen Sie lieber Doctor.“

Dieser hatte seit einiger Zeit unverwandt in die Ferne geblickt. Auf der Landstraße, die von Heidelberg nach dem Schlosse führt, aber noch im weitesten Ge-

sichtskreise, am Rande des Horizontes, zeigte sich eine Staubwolke. Die Luft war so rein und klar, daß sie einem scharfen Auge nicht entgehen konnte. Ohne den Punkt aus der Acht zu lassen, fragte der Doctor den Herrn von Cordonay, nachdem dieser seine Erzählung beendigt hatte:

„Wissen Sie nicht, wer Ihr Unbekannter ist?“

„Ich weiß nichts über ihn, als daß er ein Baron von Löwenhelm ist?“

„Hm,“ brummte Selly, „ich kann Ihnen einigen Aufschluß geben. Er ist ein ruinirter Mensch, ein Abenteurer, der politischen Verbindungen nicht fremd ist. Er hat Clemence in Nizza kennen gelernt und sie seit dieser Zeit nur einmal, auf wenige Monate verlassen. Sie erwartete ihn in Paris. Die Zwischenzeit füllte sie durch das Intermezzo mit Ihnen aus.“

„Und Clemence?“ fragte Cordonay.

„Liebt ihn, wie ein Weib ihrer Art lieben kann. Wissen Sie, Alfons, was das Schlimmste ist, was die Jugend treffen kann?“

„Ich warte auf Ihre Antwort, Doctor.“

„Sie sind bescheiden und trauen mir eine größere Weisheit zu. Sie haben selbst die Erfahrung gemacht und wissen es nicht, einer Unwürdigen die Heiligkeit der ersten Liebe zu opfern. Die Liebe soll veredeln,

unsere Empfindungen zu einer Großartigkeit anschwellen, die uns über das Leid der Erde hinwegträgt. O wüßte das weibliche Geschlecht, welche Verehrung jeder Mann beim Hinaustreten in die Welt zuerst für dasselbe empfindet, das Weib würde nicht mit voreiliger Hast sobald den Schleier von dem trügerischen Antlitz reißen, und die Verehrung in Verachtung selbst verwandeln. Es ist leider nur zu wahr, das Weib, wie es jetzt ist, lernt sehr früh mit den Empfindungen spielen, die unser höchstes Gut ausmachen sollen. Sie haben vor uns Männern eine frühere Erkenntniß derselben voraus und sie beeilen sich, den auch früheren Verlust noch zu beschleunigen. Die Emanzipation! Diese Ausgeburt, angethan mit den Flittern der Leichtfertigkeit, ist das Götzenbild, vor dem die Frauen in verblendeter Verehrung niederknieen. Das furchtbare Uebel der Haus- und Familienscheu greift immer weiter und tiefer, und vernichtet ohne Erbarmen Familienglück und Familientugend. Manche Frau sieht ihr Haus bereits für nichts mehr und nichts weniger an, als für eine Garderobe, wo sie sich an- und auszukleiden pflegt, um in den verschiedenen Rollen der Weltbühne zu figuriren. Vielen von ihnen ist die Familie nur der feste Punkt, von wo aus sie nach allen möglichen Richtungen hin ihre täglichen und nächtlichen Excursio-

nen machen und fast überall — nur da nicht fehlen, wo irgend eine Treibjagd eines modischen Vergnügens gehalten wird, während die einsamen Laren über die Verwaisung der in der Kinderstube ausgesetzten Kleinen trauern.

Wie sollen unter solchen Umständen Achtung und Verehrung, die Hauptbestandtheile der Galanterie, wenn sie nicht Grimasse sein soll, in den Herzen junger Männer wurzeln und gedeihen? Man sehe sich unsere jungen Männer nur flüchtig an, und man wird ohne Mühe finden, daß sich der religiös galante Aberglaube, womit die heroische Ritterzeit das weibliche Geschlecht verehrte, in einen kalten formellen Unglauben verwandelt hat, der die Macht und die Herrlichkeit der weiblichen Natur frech und kühn läugnet, und ihr öfters in denjenigen Augenblicken innerlich am schmählichsten Hohn spricht, in welchen er ihr äußerlich Verehrung und Devotion zu erweisen scheint!"

Der Doctor war, seiner sonstigen Natur zuwider, in eine Aufregung gerathen, die den Offizier befremdete. Er wurde es noch mehr, als Selly seine Hand ergriff und ihn mit feuchten Augen ansah.

„Um Gotteswillen, Herr Doctor, was ist Ihnen?" rief er besorgt.

„Es ist der Rest eines alten Unmuths, die letzte

Thräne, die auf meine Vergangenheit fällt. Ich glaubte nicht mehr so ernst zurückblicken zu müssen. Der Zufall spielt wunderlich mit uns. Durch das Zusammentreffen mit Ihnen komme ich wieder mit Personen in Berührung, die ich bereits zu den Todten geworfen hatte...."

Der Doctor wollte noch etwas hinzufügen, als ihm wieder die Staubwolke, die er einen Augenblick vergessen hatte, auffiel. Er sah gespannt auf die Landstraße hinaus. Die schwellende Masse, die anfänglich so unbedeutend erschienen, und in großer Entfernung war, wuchs jetzt zusehends und kam immer näher. Man konnte einen Reiter unterscheiden, der mit verhängten Zügeln auf das Schloß zusprengte und zeitweise hinter dem Saume einer Allee verschwand. Der Doctor ging unruhig auf der Terrasse hin und her und schenkte seinem Gaste kaum mehr irgend eine Aufmerksamkeit. Herr von Cordonay, in der Voraussetzung, daß sein Wirth vielleicht ungestört zu sein wünsche, wollte sich eben zurückziehen, als ihn der Doctor mit einer Handbewegung zum Bleiben nöthigte, während Friedrich, der Diener Selly's, athemlos auf der Terrasse erschien.

„Was bringst Du?" Mit diesen Worten eilte ihm der Doctor hastig entgegen.

„Der Baron von Löwenhelm ist so eben verhaftet worden," antwortete Friedrich in aller Eile und wandte sich dann, als er die Gegenwart eines Dritten bemerkte, ganz zu seinem Herrn, dem er noch etwas mit leiser Stimme mittheilte.

Herr von Cordonay horchte hoch auf. Das Betragen des Doctors war ihm längst aufgefallen, die geheimnißvolle Art jedoch, womit er jetzt seinen Diener empfing, die mancherlei Andeutungen, die er erhalten hatte, machten ihn nur noch stutziger. Vergebens suchte er sich die Verhältnisse klar zu machen. Er verlief sich in Muthmaßungen über die Berührungspunkte, die der Doctor zu den Personen haben mochte, die auch für ihn von höchstem Interesse waren. Es fiel ihm noch besonders auf, daß Selly nie etwas über den Besuch Clemence's auf dem Schlosse, der ihm dennoch durch den geschwätzigen Portier verrathen worden war, geäußert hatte. Bei dem Gedanken an Clemence erglühte er bis an die Stirn. Noch immer war sie ihm das heißgeliebte Weib, trotzdem sie ihm so unendlich weh gethan. Der Zauber der Liebe ist ja so unversiegbar und groß, daß er Alles umfaßt, Hohes und Niedriges, Gemeines und Edles, daß er sich selbst über unlautere Quellen verbreitet. Auch giftige Blumen sind nicht ohne Reiz. Verschmäht sie der Eine,

der Andere sucht sie auf, um sich an ihrer lebhaften Farbenpracht zu ergötzen.

„Zu Pferd!“ rief auf einmal der Doctor so laut, daß sich der Schall an der Rückwand der Terrasse brach. Friedrich stürzte die breite Treppe hinunter in den Garten, von da in den Schloßhof.

„Soll ich Sie begleiten?“ fragte der Offizier, ohne zu wissen wohin.

„Nein, mein junger Freund, Sie dürften den scharfen Ritt nicht aushalten, den es setzen wird,“ antwortete Selly in einem so übermäßig heiteren Tone, daß man ihm den Zwang sogleich anmerken konnte. „Aber,“ fügte er hinzu, „Sie können mir mit Friedrich folgen. Lassen Sie sich jedoch Zeit, reiten Sie langsam, denn ich breche Ihnen den Hals, wenn Sie dem Pferde die Sporen zu tief einsetzen, und aufs Neue als Patient an Ort und Stelle ankommen!“

Ohne seinem Gaste weiteren Aufschluß zu geben, eilte er jetzt hastig seinem Bedienten nach, der ihm ein gesatteltes Pferd entgegenführte.

„Friedrich, Du weißt, was Du zu thun hast!“ rief er zurück, indem er sich in den Sattel schwang, dem Pferde die Sporen tief in die Weichen drückte und im Sturm davonjagte.

Die Chaussee, die er verfolgte, zieht sich vom

Rhein bis dicht vor Heidelberg hin. Es war gegen Abend, die Sonne neigte sich stark zum Untergange. Ihre Strahlen hatten schon etwas von jenem matten Rothgelb, das ihr baldiges Scheiden verkündet. Die Arbeiter zogen vom Felde heimwärts, den Hut mit Aehren und Laub bekränzt, auf der Schulter die blitzende Sense, sie kannten den Doctor Alle und grüßten ihn ehrfurchtsvoll, als er an ihnen vorübersprengte. Er achtete aber gegen seine Gewohnheit diesmal nicht darauf und jagte weiter.

Die Sonne sank tiefer. Der leise Wind, der den Tag hindurch geweht hatte, fuhr noch einmal lispelnd durch das Grün der Bäume und legte sich dann zur Ruhe. Das Rauschen in den Pappeln, Buchen und Eichen hörte auch auf. Ueber den Saum des Waldes zog leise ein Nebelstreifen empor, blieb aber erröthend in den letzten Sonnenstrahlen am Horizonte haften und schwebte nicht weiter. Munterer Finkenschlag erschallte in einzelnen Pausen aus den Gebüschen. Er bildete gleichsam den lauten Athemzug der Natur. Ruhe und Friede herrschte in ihr.

Nicht so friedlich schlug das Herz des Doctors. In seinem Innern stürmte es gewaltig. Er beachtete nichts was um ihn vorging, nicht die Grüße der Feldarbeiter, nicht das Scheiden der Sonne, nicht die

nahende Dunkelheit. Seine Seele beschäftigte sich mit der Vergangenheit, während er auf seinem unermüdlichen Rosse dahinjagte...

Er dachte zwanzig Jahre zurück... Es ist eine lange, lange Zeit, was kann sich nicht Alles inzwischen ereignen! Generationen hinsinken, neue entstehen... Vor zwanzig Jahren war der Doctor ein junger Mann, und munter, von einer Thatkraft und Lebenslust durchdrungen, welche die beiden Pole der Erde spielend zusammenzubiegen sich getraute. Er war ein Student, der mit dem Humpen eben so gut fertig zu werden wußte, wie mit der Klinge. Er galt für den besten Tänzer sowol auf den Tennen der Dorfschaften, wie auf dem Parquet der Stadtsäle, bekam manchen heimlichen Gruß von den schönen Städterinnen, manchen Händedruck von den derben Bäuerinnen. Das ging so fort, bis er promovirte. Er machte ein glänzendes Examen, der Doctorhut zierte sein Haupt. Seine Eltern starben und hinterließen ihm ein großes Vermögen. Er betrauerte sie, wie es ein guter Sohn thun muß, und war lange für die Welt nicht zu Hause. Da wurde er zu einer Fremden gerufen, die in Heidelberg krank angekommen war. Sie war jung, schön, und von einer Milde und Sanftmuth, vor der sich der noch immer große Trotz des neuen Doctors beugte.

Ihr einziger Begleiter, der Bruder ihrer Mutter, war im Begriff, in ihre Heimath zurückzukehren. Sonst hatte sie keine Verwandten, keine Eltern, wie sie erzählte. Sie war so verlassen, krank und elend... kein Wunder, daß der junge Doctor, dem ein warmes Herz im Busen schlug, sich ihrer aufs Sorgfältigste annahm. Er wachte an ihrem Lager, wenn sie schlief, ihr Auge begegnete dem seinigen, wenn sie erwachte, ihre Hände kamen in Berührung, wenn er ihr die Medizin reichte...

Das Pferd des Doctors schäumte. Er war am Stadtthore angekommen. Selly fuhr mit der Hand über die Stirn und schüttelte das herabhängende Haar aus seinem Antlitz. Er zog die Zügel an und ritt langsamer. Hie und da brannten schon einzelne Laternen; über der Neckarstraße, in welche der Doctor jetzt einlenkte, blitzte ein Stern. Er übergab dem Aufwärter im Hotel zur goldenen Krone sein Pferd, ließ sich etwas vom Staube reinigen, mehr um seine Gedanken zu sammeln, als um seine Kleider in Ordnung zu halten und bald stand er vor dem Portal des ihm bekannten Hauses. In den obern Gemächern war Licht, der Schein blitzte durch die niedergelassenen Jalousien. Auf sein wiederholtes Pochen öffnete der Portier. Er mußte den Doctor kennen, wenigstens ließ er sich nach wenigen Worten bereden, ihn allein die Treppe hinauf

gehen zu lassen. Eine Kammerfrau kam ihm an der Zimmerthür entgegen, er schob sie bei Seite, und trat hinein...

Innen sah es ziemlich unordentlich aus, Reiseeffekten lagen zerstreut in bunter Unordnung umher. Eine düster brennende Astrallampe erhellte den Raum nur schwach. Auf einer Ottomane lag eine Frauengestalt, deren Züge Spuren ehemaliger großer Schönheit trugen. Sie sah bleich und abgespannt aus, ihr Körper war in seidene Decken gehüllt. Beim Eintritt des Doctors erhob sie etwas das Haupt und blickte ihn mit Verwunderung an. Der späte ungewöhnliche Besuch mochte sie überraschen....

Sie wurde ängstlich, als der Doctor nicht sprach und sie sein Gesicht, worauf der Schatten des Lichtschirmes fiel, nicht erkennen konnte. Er trat ihr etwas näher.... „Was wollen Sie? Wer sind Sie, mein Herr?“ rief sie bebend.

Der Doctor nahm allen seinen Muth zusammen und antwortete mit gedämpfter Stimme: „Beruhigen Sie sich, Madame, Sie haben von mir nichts zu befürchten. Ein Kranker... ein Verwundeter bat mich um die Besorgung eines Auftrags.“

„Ein Kranker, Verwundeter? Mein Herr, ich bin hier fremd und kenne Niemanden, der mich näher

interessirte. Ich komme von Marseille über Genf und gehe nach Paris. Ich hole meine Tochter hier ab, damit sie mich begleite."

„Clemence ist Ihre Tochter, Madame?"

„Meine Tochter zweiter Ehe; doch woher kennen Sie sie, mein Herr?"

„Man knüpft Bekanntschaften an der Table d'hote sehr leicht an," erwiderte der Doctor ausweichend. Dann, seine ganze Entschlossenheit sammelnd, zog er ein Medaillon hervor und reichte es ihr mit den Worten hin: „Der Verwundete hat mir dieses Bild übergeben!"

Die Dame warf einen Blick darauf, erhob sich und rief laut aus: „Mein Sohn! Ihm gab ich's, wo ist er?"

„Ihr Sohn!" wiederholte der Doctor, bis in's Mark erschüttert. Seine Ahnung, seine Hoffnung sollten in Erfüllung gehen! Er hatte bis jetzt immer gezweifelt und die Freude zurückgedrängt, um nicht in eine schmerzlichere Enttäuschung zurückzufallen. Jetzt umspielte die Gewißheit lächelnd sein Herz. In diesem Augenblicke großer Vaterfreuden vergab er Alles der Frau, die ihn verlassen, betrogen. Doch, er war ein Mann, der sich zu beherrschen gelernt hatte, und auch jetzt ließ er sich nicht ganz hinreißen.... Er hielt in seiner Hand ein Blatt Papier und reichte es ihr hin.

Sie ergriff es... sah darauf und erhob das Haupt. Gleich darauf entglitt ihr das Blatt... sie schwankte dicht zu ihm... blickte ihn an, so tief, so lange, so durchbohrend und mit dem Jammer einer ganzen Menschheit... mit einem durchdringenden Schrei sank sie zu Boden....

„Cecilie!“ rief der Doctor, indem er sich um die Ohnmächtige bemühte. Sie erholte sich langsam. Wie war sie so entsetzlich bleich und entstellt, wie blickte sie so unstät und wirr! Jetzt begegnete ihr Auge dem seinigen, und wieder sank sie in die Knie, wieder zuckte sie zusammen. Sie faltete die Hände und sprach leise:

„Dieser Augenblick ist schlimmer als der Tod. Ich habe Dir unsägliches Wehe bereitet, und Du hast mich unendlich geliebt. Du nahmst Dich einer Verlassenen an, und führtest sie als Dein Weib in Dein Haus. Ich habe Dich getäuscht, mein Herz gehörte einem Andern. Er kam zurück und ich verließ Dich wieder, der Du mir Gutes gethan. Noch mehr! Ich raubte Dir das Kind, das ich als Pfand Deiner Liebe unter meinem Herzen trug, und dachte nicht an das Elend, das mit meiner Entfernung in Deinem Hause einkehren würde. Ich weiß, Du hast mich unendlich geliebt!“

Der Doctor hatte kein Wort, kein Lächeln für die

Unglückliche, die jetzt so demüthig zu seinen Füßen lag. Die Brust war ihm zusammengeschnürt. Im Fluge wiederholte sich vor seiner Seele das Glück längst entschwundener Stunden. Er sah Cecilie im Hause schalten und walten, als ein lichter Genius, der ihn bis an's Ende seiner Tage begleiten sollte. Er hatte nicht nach ihrer Vergangenheit gefragt, nie an ein intimes Verhältniß zu ihrem damaligen Begleiter, den sie ihm trügerisch als den Bruder ihrer Mutter vorgestellt hatte, glauben mögen, er hatte sie mit der sorglosen Aufrichtigkeit eines jugendfrischen Herzens als sein Weib aufgenommen und hatte die kurze Stunde des Glückes mit jahrelangem Elend bezahlen müssen. Und wie weit ging seine Liebe! In ihrer Größe wurde er schwach. Als ihn Cecilie nach ihrer Flucht von Montpellier aus um die Lösung der Ehe bat, willigte er mit blutendem Herzen ein. Der Edelmuth der Jugend gab ihm die Kraft zu einem Schritte, den seine spätere Einsicht und Erfahrung mißbilligen mußte.

Auf der Straße ließ sich Hufschlag von Pferden vernehmen. Selly horchte hoch auf.

„Und wo ist Ihr Gatte, Baron von Löwenhelm?“ fragte er leise.

„Todt; sein Bruder ist mit Clemence verlobt, heute aber verhaftet worden. Ich bin entsetzlich, aber

gerecht für meine Täuschung bestraft worden. Beide, mein Gatte und er waren Männer, welche die Welt mit dem Namen Verbrecher bezeichnet,“ erwiderte sie tonlos. —

Der Doctor war davon bereits unterrichtet. Durch einen Legations-Secretair von Malm und durch die Erkundigungen seines Dieners Friedrich hatte er erfahren, daß die beiden Barone zu jenen Abenteurern gehörten, an denen die Gesellschaft so reich ist. Sie waren Spieler, Carbonari, Falschmünzer, je nachdem es sie zum Ziele führte. — — Er beklagte das Weib, das so traurige Erfahrungen machen mußte, aber er liebte sie nicht mehr, ja, sie war in Gefahr, seine Achtung zu verlieren, wenn er an den verstoßenen, verlassenen Sohn, wenn er an die Erziehung dachte, die Clemence erhalten hatte.

Eben trat diese aus einem Seitenzimmer. Sie war nicht wenig überrascht, den Doctor hier anzutreffen. Sie hatte nie von ihm mit ihrer Mutter gesprochen. Ihre Ueberraschung stieg, als jetzt plötzlich Herr von Cordonay in’s Zimmer trat. Er warf einen Blick auf die Gruppe, auf das am Boden liegende Medaillon und stürzte mit dem Ausruf: „Meine Mutter!“ vor Cecilie weinend nieder.

Mit zitternden Armen umfing sie ihn. „Mein

Sohn, mein Alfons!" mehr vermochte sie nicht zu sagen. —

Selly unterdrückte mit Gewalt eine Thräne, grollte aber über jeden Sekundenschlag, durch den hindurch ihm der Sohn entzogen wurde. Wie zitterte er, ihn an sein Herz zu drücken! Er konnte es nicht länger mit ansehen und rief laut: „Alfons, hier ist Dein Vater, der Dich nie, nie verlassen wird."

Alfons horchte auf und blickte auf seine Mutter. Sie ließ ihn aus den Armen und nickte leise und schweigend mit dem Haupte. Er flog auf Selly zu:

„Mein Vater!" — Sie hielten sich lange, lange umschlungen.

„Und jetzt erst die Enthüllung? Warum mußte ich das Glück so lange entbehren, mein Vater?" —

„Ich mußte erst die Gewißheit haben, daß Du es seist, mein Sohn, ich wollte nicht wieder getäuscht werden," entgegnete der Doctor, nicht länger fähig, einen Strom von Thränen zurückzuhalten. Alfons gab sich willig den Liebkosungen hin, mit denen sein Vater ihn förmlich erdrückte. Hatte doch auch er so lange nicht gefühlt, was es heißt: Eltern zu besitzen! Sein feuchter Blick hing bald an dem Vater, bald an der Mutter, dann fiel er auf Clemence, die nachdenkend in der Entfernung stand.

Ihren Namen ausrufend, wollte er auf sie zu- eilen, der Doctor hielt ihn aber gewaltsam zurück. „Sie ist Deine Schwester, Alfons, und hat keinen Theil an meiner Liebe!" rief er mit starker Stimme.

Alfons stand wie vom Blitz getroffen.. Clemence machte keine Bewegung... Ihre Mutter, von den sich überstürzenden Ereignissen hart gefoltert, horchte doch hoch auf. Selly klärte sie mit kurzen Worten über die Bekanntschaft Beider auf. — Ihr Haupt sank tiefer unter der neuen Schuld, der sie sich anklagen mußte, sie dachte unter dem Drucke zu erliegen, und mit dem letzten Aufgebot ihrer Kräfte erwiderte sie: „Alfons trägt den Namen Cordonay auf Verwendung eines edlen Mannes, den ich in Marseille kennen lernte. Clemence ist in dieser Beziehung unschuldig, aber ihre Handlungsweise ist anzuklagen." „Der Baron — sie wagte das Wort Gatte nicht auszusprechen — wollte nicht, daß mein Sohn in meinem Hause erzogen würde."— Dieser Augenblick Selly, fuhr sie mit mehr Fassung fort, „beraubt mich, ich fühl' es, eines Sohnes und überläßt mir eine Tochter, die das mit ihrer Mutter gemeinsam hat, daß sie durch eigene Verschuldung den Frieden der Seele für immer aufopferte. Giebt es noch für uns einen Trost, so soll er uns um so will- kommener sein, da wir mit so ungestillter Sehnsucht

in die Ferne blicken müssen, wo der schönste Theil unseres Glückes weilt. Ich verlasse noch heute Nacht mit Clemence Heidelberg und kehre zurück nach dem Süden Frankreichs; möge Gott das Uebrige fügen!"

„Vater!" rief Alfons mit geängstigter Seele.

In Selly zuckte ein letzter Funke der erstorbenen Liebe auf. Er dachte an die furchtbare Einsamkeit, die Cecilie erwartete, an ihre Trauer über den Verlust eines geliebten edlen Sohnes, an die bitteren Qualen der Enttäuschung, an ihr gefoltertes, zerschlagenes Herz... er fühlte unendliches Mitleid mit ihr. Aber sogleich dachte er auch wieder an seine verlorene Ruhe, an seinen wüthenden Schmerz über den Verrath des geliebten Weibes, an die traurigen zwanzig Jahre, wo jeder Sekundenschlag ihm vergiftet war, an den unsäglichen Kampf, den er zu überwinden hatte; er dachte an seine verletzte, gemißhandelte Ehre.... Er mußte sich gestehen, daß eine glückliche Harmonie nie wieder zwischen Menschen eintreten könne, die sich durch so lange Jahre entfremdet waren, daß eine Wiedervereinigung unmöglich sei, wo Verrath und unverantwortlicher Leichtsinn eine so unausfüllbare Kluft zwischen den Herzen aufgerissen. Man kann Vieles vergessen und vergeben, einen Verlust ertragen, aber der Betrug des Herzens läßt Narben zurück, die bei

der geringsten Berührung wieder zu frischen Wunden werden; die gekränkte Ehre kann niemals vergeben und vergessen...

Selly nahm Alfons bei der Hand und führte ihn zu seiner Mutter.

„Cecilie," sprach er sanft, „Du nahmst mir die Liebe, an der ich hing mit der Inbrunst eines Heiligen, den die Gottheit begeistert. Ich habe unendlich um Dich gelitten; ich vergebe es Dir. Ziehe hin in Frieden, meine Segenswünsche begleiten Dich. Alfons, mein Sohn, darf mich nun nicht mehr verlassen. Ich habe ihn mit tausend Schmerzen erkauft. Verschmähst Du meine Freundschaft nicht, so bleibt sie Dir." — Er reichte ihr die Hand, sie benetzte sie mit heißen Thränen. Noch einmal sank Alfons an die Brust seiner Mutter, noch einmal umarmte er seine Schwester, dann riß er sich los, um wieder zurückzukehren und wieder Beide an sein Herz zu pressen. Endlich faßte ihn der Vater mit starkem Arm, zog ihn an sich und führte ihn aus dem Gemache.

Lange, lange blieb Cecilie sprachlos mit gesenktem Haupte, dann schüttelte sie das herabgefallene Haar von ihrer Stirn und stand auf. Clemence machte ein leises Geräusch. Sie ging auf ihre Tochter zu, ergriff ihre Hand und küßte sie demüthig. —

„Wenn es Dir möglich ist, mein Kind," sprach sie flüsternd, „gieb mir einen kleinen Ersatz für einen so großen Verlust."

Clemence fiel ihr weinend um den Hals und gelobte schluchzend, sie nie zu verlassen in Elend, Noth und Tod!

Noch in der Nacht rollte ein Reisewagen durch die Straßen Heidelbergs und nahm den Weg nach Frankreich. — —

Eine Verlobungsfeier.

Makellos
Gleichwie beim Mann die Ehre, muß die Liebe
Beim Weibe sein. Ein Flecken und der Himmel
Verleugnet diese seine schönste Tochter.

„Die Töchter der Sterne," IV. Scene.

In dem Hinterhause eines ansehnlichen Gebäudes in der Steinstraße befand sich das Comptoir des Herrn Adolph Welden. Er galt für den reichsten Kaufmann in der Stadt, zugleich aber auch für den geizigsten. Es ist ein Lieblingsgedanke der Leute, Geld und Geiz auf's engste zu verbinden; Reichthum wird immer geschmäht und beneidet, selten verziehen und gegönnt. Selbst wenn sich der Reiche in Wohlthaten erschöpft, vermag er dem bösen Leumund selten Genüge zu thun.

Es war Abends gegen neun Uhr, die Zeit wo gewöhnlich das Comptoir geschlossen wurde. Von den drei Commis des Herrn Welden hatten sich bereits zwei entfernt, und der dritte schrieb mit behaglicher Zufriedenheit den letzten Satz eines Handlungsbriefes nach Valparaiso. Er blickte zuweilen horchend nach einer kleinen schmalen Wendeltreppe, die in ein höher gelegenes Gemach führte, wo Herr Welden arbeitete. Dieses Zimmer war sehr beschränkt und von ver-

nachlässigter Einrichtung. Die Wandtapeten waren verschossen und von Tabaksrauch geschwärzt, der Teppich des Fußbodens an vielen Stellen durchlöchert und von zweifelhafter Farbe. Das Mobiliar bestand aus dem Nothdürftigsten, einigen Stühlen, einem Sopha, einem Schreibpult für zwei Personen, einer eisernen Geldkasse und einem Bücher- und Briefschrank, der eine ganze Wandseite einnahm. Die nüchterne Einfachheit der ganzen Einrichtung und auch eine gewisse Unsauberkeit legten das schärfste Zeugniß dafür ab, daß der Inhaber auf den Comfort keinen Werth legte. Und doch verrieth etwas in dem Zimmer wenigstens eine Laune, wie sie reichen Leuten eigen ist. Das war an dem einzigen Fenster ein großer goldener Käfig, der sonderbarer Weise einem gezähmten Falken und einem Stieglitz zur gemeinsamen Wohnung diente.

An dem Pulte, den eine tragbare Gaslampe beleuchtet, sitzt Herr Welden in Rechnungsbücher vertieft. Seine Figur ist klein, unansehnlich, von auffallender Hagerkeit. Die Züge des Gesichts sind ernst, scharf, streng, um die Mundwinkel spielt hie und da ein flüchtiges Lächeln. Ist es wohlwollend oder sarkastisch? Man weiß es nicht. Die stark gefurchte Stirn, zwei tiefe Falten an der Nasenwurzel, die farblosen eingefallenen Wangen bilden einen undurchdringlichen Schleier.

Das Haar ist durch die Zeit bedeutend gelichtet, es fällt spärlich in einzelnen weißen Streifen über den Hinterkopf und die eingedrückten Schläfe. Das Auge aber, obwol von unbestimmter Farbe, blitzt noch in einem Feuer, das bei einem so alten Manne in Erstaunen setzen muß. Seine Kleidung ist, im Widerspruch mit der nächsten Umgebung und seiner Persönlichkeit, sehr sauber, fast elegant, wenigstens von ausgesuchter Sorgfalt.

Die Einsicht in die Rechnungen mußte eine zufriedenstellende sein, denn Herr Welden schloß die Bücher mit dem Ausruf: „Es ist gut!" — Hierauf blickte er nachdenklich auf den leeren Platz ihm gegenüber, stand auf und machte einige Gänge durch das Zimmer. Seine Haltung war gebückt, sein Gang unsicher und schwankend. Ein ungewöhnlich starkes Geräusch, das vom Fenster kam, lenkte seine Aufmerksamkeit dahin. Die beiden zahmen Bewohner des Vogelkäfigs, die so lange Zeit in der friedlichsten Eintracht zusammengelebt hatten, standen plötzlich im ernstlichsten Kampf. Auf der höchsten Stange saß der Falke mit ausgebreiteten Flügeln, die er heftig auf und nieder schlug. Den Hals hielt er eingezogen, die Augen glühten verderbensprühend, sie suchten den kleinen schwachen Gefährten, der ängstlich hin und her flatterte. Jetzt, mit

einem Ruck dehnt der Falke den Hals, sein Schnabel hackt in den Leib des kleinen Stieglitz, dieser zuckt zusammen, blutet, verendet. Sein letzter Blick fiel auf den Kaufmann, der müssig, ja gleichgültig dem ungewohnten Schauspiele zusah; so sehr war er innerlich und mit ganz Fernliegendem beschäftigt. Von einem Gedanken ergriffen, ging er jetzt die Treppe hinab in das untere Gemach. Er trat so geräuschlos auf, daß er von dem noch immer beschäftigten Commis nicht eher bemerkt wurde, als bis er ihm gegenüber saß. Ohne dem sichtlich Erschrockenen Zeit zur Erholung zu lassen, fragte er: „Wissen Sie nicht, Holger, wo mein Sohn ist?“ —

Der Commis wurde verlegen; erst nach einer Pause antwortete er zögernd: „Ich glaube im Theater.“

„Hm, im Theater!“ wiederholte der Kaufmann mit einem fatalen Lächeln, indem er eine Feder ergriff und auf ein Blatt Papier Figuren malte.

Eine Pause trat ein. — Er hörte auf zu zeichnen und überreichte, sich mit verschränkten Armen im Sessel zurücklehnend, das Blatt dem Commis. Dieser betrachtete es mit nicht geringer Verwunderung. In den schülerhaftesten Zügen, aber doch erkennbar, stellte die Zeichnung eine allegorische Gruppe vor. Eine weibliche Gestalt, deren Haupt ein überreicher Lorbeer-

kranz zierte, streckte mit flacher Hand beide Arme aus. Vor ihr kniete, neben sich gewichtige Geldsäcke aufhäufend, ein Mann, dem Gott Mercurius zornig den Rücken wandte.

„Was halten Sie von diesem Rebus?“ fragte Welden, den Blick durchdringend auf Holger gerichtet.

„Ich kann ihn nicht lösen.“

„Nicht?.. Nun ich bemerke, ich habe nicht allein einen tüchtigen Commis, sondern mein Sohn hat auch einen wahren Freund an Ihnen. Ich weiß das zu schätzen. Aber, Holger, Sie sollten minder schweigsam sein, es handelt sich hier um mein einziges Kind.“

Die Stimme des Kaufmanns zitterte, man wußte nicht ob vor Altersschwäche oder aus Gemüthsbewegung.

„Ich weiß Ihnen wirklich nichts zu sagen, Herr Welden!“

Der alte Welden ergriff das Papier wieder, lehnte sich über das Pult und erklärte, mit dem Finger die Figuren bezeichnend, folgendermaßen den Rebus: „Das ist mein Sohn, der Mann der vor dem Frauenzimmer kniet. Die Aehnlichkeit ist nicht groß, aber sie sitzt hier in meinem Herzen. Das Geld, das er vor sich liegen hat, ist das meinige. Sie wissen, Holger, an jedem Beutel klebt der Schweiß eines Arbeitsjahres. Mercur,

der Gott des Handels, wendet ihm zornig den Rücken. Vielleicht kehrt er als Diebesgott zurück! So weit, Holger, will ich Ihren Gedanken entgegenkommen. Nun aber sollen Sie mir erklären, wer hier das Frauenzimmer ist!" — Er schwieg und zog die zitternde Hand von dem Papiere zurück.

Holger rückte verlegen auf seinem Sessel hin und her. Er konnte antworten, wußte jedoch nicht wie er es anfangen sollte. Ein wiederholter Zuruf seines Prinzipals löste ihm endlich die Zunge.

„Nun denn, Herr Welden, die weibliche Figur wird wahrscheinlich Fräulein Lauen sein."

„Wer ist diese Person?" — Der Kaufmann wußte es recht gut; die Frage geschah nur, um den Commis irre zu leiten, ihn gesprächiger zu machen.

„Die erste Liebhaberin am hiesigen Stadttheater."

„Ganz recht, Holger. Die Kunst geht nach Brot. Wir haben nun glücklich die Lösung meines Rebus gefunden." Er zerriß das Blatt und verbrannte es langsam Stück für Stück.

„Sie thun Fräulein Lauen Unrecht, Herr Welden," wagte Holger einzuwenden; „ihr Ruf ist fleckenlos, und Ihr Sohn hat gewiß nicht nöthig, seine Besuche zu bezahlen."

„Man sagt das Gegentheil an der Börse, und

das ist ein schlimmes Zeichen. — Ich besuche nie das Theater. Ist sie schön, Holger?"

„Sie ist es."

„Schön!" — Der Kaufmann murmelte vor sich hin, schlug die Beine übereinander und schloß die Augen. In dieser Stellung blieb er einige Minuten. Die Verlegenheit Holger's steigerte sich. Er wußte, daß er jetzt noch nicht fortgehen dürfe, so gern er es gethan hätte; in solcher Weise pflegte sein Prinzipal stets etwas Wichtiges zu überlegen. Die Minuten wurden für Holger zu eben so vielen Stunden. Es überschlich ihn ein leises Grauen, das in Angst überging, je länger er die Gesichtszüge des Kaufmanns betrachtete. An sich abschreckend, bekamen sie durch den darauffallenden trüben Lichtschimmer einen Ausdruck von so finsterer Furchtbarkeit, daß er selbst Entsetzen einflößen konnte. Die ringsum herrschende Stille erhöhte den peinlichen Eindruck. Zitternd und von der Situation beklommen, verwechselte Holger die Adressen und schickte die nach Valparaiso bestimmten Briefe nach China, die nach Calcutta bestimmten nach seiner Vaterstadt. Ein Irrthum, der sich erst später, nach Monaten aufklärte.

Endlich öffnete Welden wieder die Augen und schlug die Beine auseinander. „Was ist die Uhr?"

fragte er leise, ohne sich zu erinnern, daß er selbst eine in der Tasche führte.

„Neun vorüber."

„Wann ist das Theater aus?"

„Gewöhnlich um diese Zeit."

„Was thut mein Sohn nachher? Bringt er noch einige Stunden bei Fräulein Lauen zu?"

„Nein, Herr Welden. Sie hat es ihm abgeschlagen."

„Abgeschlagen? — Holger! Ist das auch wahr?" — Sein Blick drang bis in das Herz des Gefragten.

„Ich weiß es bestimmt, Herr Welden."

„Ist es schwer, bei der ersten Liebhaberin Zutritt zu erhalten? — Die Frage geschah so spöttisch, daß sie den Unbefangensten empfindlich berühren mußte, um wie viel mehr den Commis, der sich zu den eifrigsten Verehrern der Künstlerin zählte. Gern hätte er seiner Aufwallung Worte gegeben; er bezwang sich aber und erwiderte kurz: „Ich weiß es nicht; nur so viel, daß Clara Lauen ihre Mutter bei sich hat."

„Hm, hm! Holger, Sie glauben, ich hänge an Vorurtheilen. Nein, ich bin nur ein Freund der Vorsicht. Ich brauche Ihnen wol nicht zu versichern, daß ich einige Erfahrungen gemacht habe und daß ich nicht ohne Schaden, aber auch mit Nutzen alt gewor-

den bin. Bin ich recht unterrichtet, so ist nächstens mein siebzigster Geburtstag. Ich habe eine lange Vergangenheit hinter mir. Sie war mit wenigen Unterbrechungen eine durchweg trübe. Ich mußte ringen und arbeiten. Die Zukunft hat aber das größere Recht auf den Menschen, ein Blick rückwärts ist ein Hemmschuh für die Gegenwart und für jene. Wir gewinnen nichts, wenn wir uns der Erinnerung zu sehr überlassen. Verlorne Zeiten sind unwiderruflich dahin, und das Brüten über entschwundene Träume macht uns für das Nächste untauglich, betrügt uns nicht allein um die Zeit, sondern auch um den klaren Blick für das, was geschehen soll. — Nach dieser Ansicht handle ich stets für die Zukunft. Wird diese, kann diese eine beruhigende sein, wenn ich Eduard, meinen Sohn, für leichtsinnig, für einen Fant erklären muß, der sich durch ein schönes Gesicht, durch äußern Schimmer bestechen läßt? Es ist für seine Erziehung Alles geschehen, für seine Ausbildung nichts verabsäumt worden. Ich liebe ihn aus vollem Herzen, in ihm beruhen alle meine Hoffnungen. Er sollte eben so fest an mir halten, wie ich an ihm, denn wir sind allein in der Welt, seine Mutter ruht längst unter der Erde und fordert nicht mehr ihren großen Antheil von Liebe. Statt dessen vernachlässigt er mich, das Haus, unser

Geschäft. Er hat kein Vertrauen zu mir, vergeudet Zeit und Geld, und versetzt mich in ewigen Kummer. Sein Gesundheitszustand ist nicht der beste, denn eine starke Leidenschaft zehrt an Mark und Seele."

Holger war erstaunt. Noch nie hatte sich sein Prinzipal so offen gegen ihn ausgesprochen. Er mußte sich heimlich gestehen, daß die Vorwürfe in Betreff Eduards nicht grundlos waren. Das Geschäft litt sichtlich durch seine Nachlässigkeit. Zu dieser Erkenntniß trat noch das Mitleiden mit dem Vater, der mit Anstrengung, öfter unterbrochen durch stockenden Athem, seine Ansichten ausgesprochen hatte.

Dieser selbst war aufgestanden und ging im Zimmer auf und nieder, um seine Erregung zu verbergen oder zu unterdrücken. Er schien sich dieser jetzt zu schämen, denn sein Gesicht, das einen Augenblick einen mildern Ausdruck zeigte, legte sich wieder in die Falten des strengsten Ernstes und der tiefsten Unergründlichkeit. Seine Stimme, vorhin weich und nicht ohne Wohllaut, nahm wieder den gewöhnlichen scharfen Ton an, als er die Glocke zog und dem eintretenden Diener zurief: „Stock und Hut!" — „Begleiten Sie mich, Holger?" setzte er hinzu mit einer Miene, die keinen Widerspruch erwartete.

Der Commis schloß das Pult und folgte seinem

Prinzipal, der im Hofe angelangt, welcher das Hinterhaus von dem Vordergebäude trennte, stehen blieb und gedankenvoll den Stock auf das Pflaster stieß. Holger, in so naher Berührung mit Welden wie nie zuvor, konnte, hinzugetreten, die Frage nicht unterdrücken: „Wie kommt es, Herr Welden, daß Sie das Vorderhaus gar nicht benutzen? So lange ich auf Ihrem Comptoir arbeite, und dies sind fast drei Jahre, blieb es geschlossen. Ihr ältester Diener weiß nicht genug von der Pracht im Innern zu erzählen. Oeffnen Sie es dem Vergnügen, geben Sie Gesellschaften, Bälle, und Sie werden mehr Freunde haben."

Der Kaufmann schielte nach den vom Mondschein hell beschienenen großen Fenstern und antwortete tonlos: „Kein Mensch hat Freunde, nur das Geld; wer arm ist, ist es in jeder Beziehung."

„Man hat aber ein Recht, vom Reichthum zu fordern, daß möglichst Viele Theil daran haben."

Welden, der wol im Innern über die Bemerkungen des Commis lächeln mochte, entgegnete, indem er weiter ging: „Nun, vielleicht wird Ihr Wunsch erfüllt, Holger! Es ist möglich, daß ich in der nächsten Zeit einige Bälle gebe. Arbeitet Ihr Schuhmacher gut, Holger?"

„Wie das, Herr Welden?"

„Nun, Sie sind ein hübscher Mann, es wird Ihnen nicht an Tänzerinnen und Liebhaberinnen fehlen.“ —

Sie befanden sich auf der Straße; der Kaufherr schlug den Weg nach dem Stadttheater ein. Als sie an einem großen schönen Hause vorübergingen, rief Holger unwillkürlich aus: „Hier wohnt sie!“

„Wer?“

„Fräulein Lauen.“

Der Kaufmann blieb stehen, kreuzte die Hände auf dem Rücken und blickte zu den Fenstern hinauf. In demselben Augenblicke rollte ein Wagen durch die Straße und hielt vor dem Hause. Welden flüsterte seinem Commis etwas zu und Beide stellten sich in den Schatten des Portals. Das volle Gaslicht einer Straßenlaterne fiel auf die Aussteigenden. Es war die Schauspielerin mit ihrer Mutter, denen ein junger Mann aus dem Wagen half. Alle drei hielten noch einen Augenblick vor dem Aufgang der Treppe, sprachen einige Worte, und trennten sich dann.

Inzwischen faßte der Kaufmann seinen Commis am Arm und flüsterte ihm zu: „Sie liebt ihn nicht. Mein Sohn ist ein Thor!“

„Herr Welden!“

„Als sie ihm die Hand reichte, geschah es flüchtig, mit dem Blick nach der Treppe. Das Herz einer

Geliebten muß auch im Händedruck liegen. Gott, Gott!" — Er folgte hierauf seinem Sohne, der langsam durch die Straßen wandelte. An einer Biegung rief er ihn an. Eduard, ein junger hübscher Mann von 25 Jahren, war erstaunt, seinen Vater noch so spät anzutreffen, da derselbe nach neun Uhr selten das Haus verließ. Sein Erstaunen ging aber in Schreck und Verwirrung über, als ihm sein Vater mit kurzen Worten anzeigte, daß er sofort eine Reise anzutreten habe. Eduard protestirte, aber vergebens; der Vater bestand auf augenblickliche Abreise. Mit den Worten: „Es handelt sich um bedeutende Geldverluste!" wies er jeden Einwand zurück. Seinen Commis, der die Absicht seines Prinzipals durchschaute, bat er, sogleich Extrapost zu bestellen und die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Er selbst nahm seinen Sohn unter den Arm und geleitete ihn nach Hause. Kein Wort verlor er über das Verhältniß zu Fräulein Lauen, nicht die leiseste Anspielung konnte seinem Sohne verrathen, daß der Vater darum wisse. Als Eduard sich endlich mit verzweiflungsvoller Resignation in sein Schicksal ergab, ließ er sich die wiederholte Zusicherung geben, daß die Reise nicht länger als acht Tage dauern solle. Der Vater gab sie ihm, indem er heimlich dachte: In acht Tagen vernarbt keine tiefe Wunde, aber sie

beginnt zu heilen, und nach Umständen werden meine Geschäftsfreunde dafür Sorge tragen, daß er länger wegbleibe! —

Die Postpferde standen vor der Thüre, Alles war zur Abreise bereit. Als Welden seinen Sohn zum Wagen geleitete, umarmte er ihn herzlich, strich ihm die Haare aus dem Gesicht und blickte ihn lange und innig an.

„Eduard," sprach er mit zitternder Stimme, „ich brauche Dir wol nicht zu sagen, wie sehr ich Dich liebe. Du weißt es, denn ich habe es Dir in jeder Weise zu erkennen gegeben. Die Nothwendigkeit gebietet, daß Du eine Reise antrittst; vergieb es mir!"

Es giebt nichts Demüthigenderes für ein Kind, als wenn es aus irgend einem Grunde von den Eltern um Verzeihung gebeten wird. Die Ordnung, das Gesetz der Natur kehrt sich um, und nur ein versteinertes Herz kann dabei die Thränen unterdrücken. Eduard war nicht bösartig, aber im höchsten Grade selbstsüchtig. In seiner Leidenschaft zu Clara ganz und gar befangen, nur an sie denkend, für sie athmend, hatte er keine Worte, keinen herzlichen Händedruck für seinen alten Vater. Er grollte ihm, daß er diese Reise antreten mußte, die ihm durchaus nicht so wichtig erschien, als sie ihm der Vater darstellte. Der Abschied

von seiner Seite war kalt, im Grunde beleidigend. Der Wagen rollte fort. —

Am anderen Morgen gegen Mittag kleidete sich Herr Welden mit besonderer Sorgfalt an. Er ließ anspannen und befahl dem Kutscher, bei Fräulein Lauen vorzufahren. Seinen Diener hatte er bereits vorausgeschickt und sich melden lassen. Mutter und Tochter waren der Meinung, daß unter dem Angemeldeten der jüngere Welden zu verstehen sei und wunderten sich über die ungewohnte Förmlichkeit. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als sich ihnen ein gänzlich Fremder, Eduard's Vater, vorstellte. Mit dem Zwecke des Besuches nicht vertraut, zeigte sich eine merkliche Verwirrung in ihren Zügen. Eine Künstlerin jedoch, die täglich eine andere Gestalt annehmen, jeden Ton der Seele, alle Leidenschaften und Empfindungen kennen und erschöpfen muß, weiß sich zu beherrschen. Ueberdies kam ihr der Kaufmann zu Hülfe. Nichts in seiner Unterhaltung konnte sie zu dem Glauben veranlassen, daß er seines Sohnes wegen zu ihr käme. Er drückte ihr seine Bewunderung über ihr großes Darstellungstalent, ihr vortreffliches Spiel aus und sagte ihr mit der ehrlichsten Miene von der Welt, daß er längst darnach getrachtet habe, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Sie schien erfreut und sprach

sich auf verbindliche Weise darüber aus, ohne zu ahnen, daß Welden seit Jahr und Tag das Theater nicht mehr besucht hatte.

Clara war schön, einnehmend beim ersten Blick, ihre Unterhaltung war gefällig, schmiegsam, doch für die Dauer nicht belebend genug und ohne geistigen Nachdruck. Eine Unterhaltung ist dann nur von Werth, verfliegt sie nicht mit unserer Entfernung, reizt sie nachhaltig unsere Gedanken an. Auch verfiel sie häufig in einen Fehler, den man fast bei allen Künstlern findet, der aber dem wahrhaft Gebildeten unangenehm auffällt. Sie sprach gar zu gern von ihrer Kunst, vom Schauspiel, wobei sie jedoch nicht vergaß, die Aufmerksamkeit hauptsächlich auf sich zu lenken. Die Mutter unterstützte sie darin mit erstaunenswerther Geschicklichkeit und bewundernswürdiger Ausdauer. Sie hatte keine Ahnung davon, daß es bei einer solchen Unterhaltung immer einen leidenden Theil gibt. —

Während des Gesprächs faßte der alte Herr unbemerkt alle Gegenstände des Zimmers scharf ins Auge. Als er sich erhob und um Wiederholung seines Besuches gebeten hatte, stieß er mit Absicht eine werthlose Tasse, die zufällig auf dem Tische stand, herunter. Das Gesicht Clara's verfinsterte sich, ihre Mutter verstummte inmitten einer noch lange nicht beendeten Rede.

Mit dem ihm bei gewissen Gelegenheiten eigenthümlichen und fatalen Lächeln entschuldigte sich Welden, indem er auf das verbindlichste versicherte, den gemachten Fehler verbessern zu wollen. Im Eifer eines rasch wieder aufgenommenen Gespräches vergaßen beide Damen, die Artigkeit zurückzuweisen.

Der alte Herr kam sehr heiter nach Hause. Zu Holger, den er in sein Zimmer nöthigte, äußerte er, langsam Hut und Handschuhe ablegend: „Fräulein Lauen ist sehr schön, sorgen Sie doch für ein möglichst kostbares Service und übersenden Sie es ihr mit meiner Karte!“ —

Der Commis war über diesen Auftrag sehr erstaunt, entledigte sich aber desselben mit gewohnter Pünktlichkeit. Diese wurde von nun an in jener Beziehung öfter in Anspruch genommen, denn Welden wiederholte seinen Besuch bei der Schauspielerin sehr bald, dann täglich, und niemals, ohne sich vorher einen freundlichen Empfang durch ein Geschenk zu sichern. Die ganze Stadt sprach von der auffallenden Handlungsweise des reichen Kaufherrn. Mit seiner gewohnten Schweigsamkeit vermied er aber jede Aufklärung und zuckte die Achseln, wenn ihm ein allzu bereitwilliger Börsenfreund zu einer so glänzenden Eroberung Glück wünschte.

„Die Menschen sind doch die tollsten und verächtlichsten Schmeichler, die Gott erschaffen hat,“ äußerte er einst zu Holger, eben von der Börse kommend, wo man sich nicht oft genug nach dem Befinden der Schauspielerin erkundigen konnte.

„Wie das, Herr Welden?“

„Denken Sie sich, Holger! Man gratulirt mir zu einer Verbindung mit der Schauspielerin, man geht so weit, mich nach dem Hochzeitstage zu fragen! Betrachten Sie mich. Ist eine Gestalt wie die meinige wol fähig, auf eine so schöne junge reizende Dame wie Fräulein Lauen Eindruck zu machen?“

„Der Reichthum kann Alles,“ entgegnete der Commis mit einem traurigen Gedanken an Eduard.

„Aber mein Alter, mein graues Haar, Holger!“

„Der Reichthum verjüngt auch, Herr Welden.“

Der Kaufmann zwickte mit den Augen und betrachtete seinen Commis von der Seite. Er überlegte, und nickte seinen eignen Gedanken beifällig mit dem Kopfe zu. Nach einer Weile erhob er das Haupt, blickte durch das Fenster des Comptoirs über den Hof nach dem gegenüberliegenden Vordergebäude, trat dem Commis näher und fragte ihn, im gleichgültigsten Tone: „Führen Sie eine Privatcorrespondenz mit meinem Sohne, Holger?“

Ein unwillkürliches Ja entschlüpfte dem emsig schreibenden Commis, der seine Unvorsichtigkeit im selben Augenblick bereute. Verwirrt und verlegen blickte er auf seinen Prinzipal. Dieser schenkte ihm nicht die geringste Aufmerksamkeit, fuhr in seiner Betrachtung des Gebäudes fort und trommelte mit den Fingern auf einer Fensterscheibe.

„Er muß noch einige Tage wegbleiben, Holger. Schreiben Sie ihm das," sagte er hierauf mit dem vorigen gleichgültigen Tone. „Aber recommandiren Sie den Brief, damit ich auch überzeugt sein kann, daß er jetzt noch nicht kommt!" fügte er ironisch hinzu.

Holger, noch immer verlegen, versicherte, daß der Brief gewiß abgehen würde. Der Kaufherr wandte sich vom Fenster ab, blickte über die Schulter seines Commis in die vor diesem liegenden Briefe und warf die Worte hin: „Ich will heirathen, Holger."

Dieser ließ vor Ueberraschung die Feder aus der Hand fallen und machte ein etwas auffallendes Punktum.

„Der Klecks war unnöthig, Holger. Ich will wahrhaftig wieder heirathen, ersuche Sie aber, darüber vorläufig noch zu schweigen. Heute Abend wird Ihr Lieblingswunsch erfüllt. Das Vordergebäude, das seit dem Tode meiner ersten Frau geschlossen blieb, wird eben geöffnet und zum Empfange von Gästen einge-

richtet. Diesen Abend haben wir große Gesellschaft und Ball. Die Einladungskarten sind bereits besorgt, der Conditor und der Koch unterrichtet. Sie sind ein hübscher Mann, Holger, es wird Ihnen nicht an Tänzerinnen fehlen; doch verschonen Sie mir zu Gefallen die Königin des Festes, Fräulein Lauen, mit einem Antrag.“ —

Der Kaufherr entfernte sich nach diesen Worten so langsam, mit so vollkommener Ruhe, als ob er Holger die Nachricht von der Geburt eines jungen Kaffern mitgetheilt hätte. Dieser war dagegen in nicht geringer Bestürzung. Er wußte nicht, was er von seinem Prinzipal denken sollte. War er in seinem Alter kindisch geworden, oder war er wirklich der kalte herzlose Mensch, für den er allgemein galt, und der aus verächtlicher Selbstsucht zum Verräther an seinem einzigen Kinde wurde? Gegen das Erste sprach die klare Ruhe und Sicherheit im Entschlusse, gegen das Zweite die heimlichen Wohlthaten, die der Kaufherr Vielen erwies und bei denen Holger den Vermittler spielte, außerdem die tausendfachen Beweise seiner Vaterliebe für Eduard, die Keinem unbekannt waren.

Holger konnte sich aus dem Wirrwar seiner Gedanken nicht herausfinden; er war schwankend, was er thun sollte. Im ersten Augenblick ergriff er die

Feder, um Eduard von diesem überraschenden Entschlusse seines Vaters sogleich Anzeige zu machen; ein plötzlicher Gedanke brachte ihn aber von diesem Vorhaben wieder ab. Er hoffte auf Clara, und glaubte nun und nimmer, daß sie einem alten häßlichen Manne die Hand reichen würde. Wozu also durch eine voreilige Mittheilung seinem Freunde einen Schmerz bereiten? — Der gute Holger wählte den besten Theil, den ihm der Zweifel erlaubte, wobei ihn noch die glückliche Mittagsstunde unterstützte, die ihn zum Essen abrief, und traf seine Vorkehrungen zu dem abendlichen Ball.

Eine Stunde vor Beginn desselben besichtigte der Kaufherr das nun seit langer Zeit endlich wieder erschlossene Vordergebäude. Es enthielt prachtvolle Zimmer und Säle, Alles was der Reichthum an Geschmack, Bequemlichkeit und Eleganz vereinigen kann. Es gehört auch in dieser Beziehung ein gewisses Geschick dazu, die Ueberladung zu vermeiden. Bei den reichen Mittelklassen findet man Ueberladung sehr häufig, selten haben sie einen Begriff von jener Einfachheit, die sich mit Gediegenheit und Pracht recht gut vereinigen läßt und die dem Auge so wohl thut. Der Kaufherr aber besaß dieses Geschick oder mußte es besessen haben: man stieß in den reich ausgestatteten Gemächern nir-

gends auf Gegenstände, die nur kostbar und nicht auch zugleich nothwendig und künstlerisch schön waren.

Vor einem großen Oelgemälde blieb Herr Welden stehen. Es war das Bild seiner vor bereits zehn Jahren verstorbenen Gattin. Er hatte mit ihr Freude und Schmerz, Sorgen und Kummer durchlebt, sie hatte ihm nie Veranlassung zu einer Klage gegeben, ihr Andenken war ihm eine heilige Erinnerung, die ihn keinen Augenblick verließ. Er ehrte es jetzt auch dadurch, daß er einen Kranz der ausgewähltesten Rosen über das Bild hing und leise vor sich hinsprach: „Du hast mir ein großes Geschenk zurückgelassen, unsern Sohn Eduard! Hilf mir ihn beschirmen, jetzt, wo ihm eine Gefahr droht, wenn meine Kraft nicht ausreichen sollte!“ —

Lange noch stand der Kaufherr vor dem Gemälde in Betrachtungen versunken. Er ließ die Erinnerung, die er sonst immer verscheuchte, in seinem Innern leise heraufklingen mit all' ihren Freuden und Schmerzen, mit all' ihren heitern und trüben Tagen.

Schritte dröhnten durch den Saal; Welden wandte sich um. Holger kam ihm in großer Verwirrung entgegen, und hielt einen Brief in der Hand.

„Was giebt's, Holger?“ fragte der Kaufherr, schnell alle Betrachtungen zurückdrängend, mit der gewohnten Ruhe.

„Eben erhalte ich diesen Brief, er ist von Eduard, wir können ihn jede Stunde erwarten.“

„Darf ich den Brief lesen?“

Holger überreichte ihm denselben und suchte den Eindruck des Inhalts auf dem Gesichte des Kaufherrn zu beobachten. Das war nun freilich eine vergebliche Mühe, denn ohne die mindeste Veränderung seiner Züge las der Vater Eduard's die verzweiflungsvollen Ausbrüche seines Sohnes. Er faltete das Papier wieder zusammen, gab es zurück und sagte im gleichgültigsten Tone: „der unberufene Freund meines Sohnes, der ihn von Allem unterrichtete, ist sein Feind. Er streut zwischen ihm und mir den Samen des Hasses aus und trennt sein Herz immer mehr von dem meinigen. Eduard ist leidenschaftlich und wie die Jugend überhaupt ein Spielball des Augenblicks. Jugend und Leidenschaft verbannen die Ruhe. Was würde es geholfen haben, hätte ich den Versuch gemacht, meinen Sohn durch Vernunftgründe von seiner thörichten Liebe zu Clara zu heilen? Ich würde sie durch meinen Widerspruch nur noch mehr entflammt haben. Ich weiß nicht, ob Sie das begreifen, Holger?“

Dieser machte ein Gesicht, wie ein Hogarth'scher Kater auf dem Dache, und suchte emsig den widerspenstigen Knopf seines Handschuhes einzuhaften.

Mit vieler Theilnahme die mühselige Arbeit seines Commis verfolgend, fuhr der Kaufherr fort: „Gefährliche Krankheiten erfordern die äußersten Mittel. Eduard würde mir nicht geglaubt haben, was er wissen muß, um sein krankes Herz zu heilen: daß ihn Fräulein Lauen nicht wiederliebt. Die Gewißheit werde ich ihm verschaffen!“

Der Commis hatte glücklich den Handschuh eingeknöpft und blickte jetzt fragend auf. Der Kaufherr konnte ihm keine weitere Erklärung geben, denn eben traten die ersten Gäste in den Saal. Ihnen entgegengehend, rief er Holger nur noch zu: „Nach elf Uhr haben Sie wol die Güte, zu mir auf mein Comptoir zu kommen, ich habe Ihnen noch Einiges mitzutheilen.“

Die Gesellschaft, die sich nach und nach einfand, war zahlreich und durch alle Stände vertreten. Die Unterhaltung, die in zum ersten Mal geöffneten Salons niemals eine freie und ungezwungene ist, war auch hier eine befangene und stockende. Die ungebundene heitere Fröhlichkeit, die von wahrhaft Gebildeten stets geleitet und begrenzt wird, erfordert eine gewisse Vertraulichkeit mit den Räumen und den Zusammentreffenden. Ueberdies gab die so plötzliche Veränderung des Hausherrn zu vielen Vermuthungen Anlaß, welche zergliedert und erwogen das Gespräch einförmig mach-

ten. Welden, der Millionär, der seit Jahren in der größten Zurückgezogenheit gelebt, seinen Reichthum vor der Oeffentlichkeit verleugnet hatte, zeigte sich jetzt so verschwenderisch, wie ein junger leichtsinniger Graf, der im Begriff steht seinen alten Stammbaum auszumünzen.

Erfrischungen und Weine waren köstlich, in ausgesuchter Menge, anlockend für den verschiedensten Geschmack, die Ballmusik köstlich. —

Noch war die Königin des Festes, Clara Lauen, nicht erschienen. Aus weiblicher Coquetterie ließ sie lange auf sich warten. Es ist jedenfalls ein beneidenswerther Moment, in eine große Versammlung mit dem Bewußtsein zu treten: Jetzt richten sich alle Augen auf Dich! Ob das zur Kunst gehört? Wer will das einer Schauspielerin bestreiten, die einen hohen Begriff von ihrer Künstlerschaft hat! —

Endlich erschien sie in Begleitung ihrer Mutter. Sie war schön, es sagten's Alle, auch die bekanntesten neidischen Zungen, und was von besonderem Gewicht ist, sie sagte es selbst durch ihren Blick, ihren Gang, durch ihr stolzes Auftreten. Ihr Anzug war reich, gewählt, aber in Stoff und Farbe etwas ungewöhnlich, für den Aufmerksamen verrätherisch und charakteristisch. Ihrer ganzen Erscheinung fehlte der höchste Reiz der Weiblichkeit — Einfachheit.

Mit der süßen Miene eines Liebhabers ging ihr Welden entgegen. Er ergriff die dargebotene Hand mit der Zierlichkeit eines provençalischen Troubadours und küßte sie wiederholt, auf eine Weise, die allgemein auffiel.

„Der Handschuh ist zu köstlich parfümirt!" — damit entschuldigte er sich gegen die Umstehenden.

Der Ball nahm seinen Anfang. Die Paare flogen durch den Saal, als wollten sie der Unsterblichkeit zu Hülfe kommen. Wer achtet auf die Migräne des folgenden Tages! Clara tanzte nicht. Sie saß mit ihrer Mutter und dem Kaufherrn in einem kleinen Nebenzimmer, welches die Aussicht auf den Saal bot, und war augenscheinlich in eine sehr wichtige Unterhaltung verwickelt. Diese schien zu allseitiger Zufriedenheit geendet zu haben, denn Welden stand auf, nahm Mutter und Tochter unter den Arm und trat in den Saal, wo eben die Musik eine Pause machte. Inmitten desselben hielt er an, präsentirte nochmals die beiden Damen der Gesellschaft und sagte mit erhobener Stimme:

„Ich habe die Ehre Ihnen meine Schwiegermutter und Braut vorzustellen!"

Wer will das Erstaunen ausmalen, das Alle erfaßte! Unsere Civilisation hat aber tausend Hülfsmittel

gegen Ueberraschungen, die nicht beleidigen sollen. Ein Augenblick, und die abnorme Verschiedenheit des verlobten Paares, ihre gesellschaftliche Stellung war vergessen; ein Strom von Huldigungen, wahr oder ironisch verhüllte am besten die Meinung des Einzelnen.

Der alte Herr mußte weitere Vorkehrungen getroffen und auf das Jawort Clara's im voraus gerechnet haben, denn ein Diener überreichte ihm jetzt auf einem silbernen Präsentirteller eine reiche Myrthenkrone, durch die sich goldene Lorbeerblätter schlangen. Mit zitternden Händen schmückte der Kaufherr das Haupt seiner Braut, indem er ihr einige schmeichelhafte Worte sagte, worauf er sich an Clara's Mutter mit der leisen Frage wandte: „Erinnern Sie sich nicht, Madame, eines ähnlichen Vorfalls aus Ihren jüngeren Jahren?"

Das seliglächelnde Gesicht der Angeredeten verfinsterte sich, sie besann sich eine Sekunde, und dann wie vom Blitz getroffen, heftete sie bebend und zitternd das Auge auf Welden. Sie wollte in seiner Seele lesen. Er hatte sich aber wieder bereits zu Clara gewendet und überreichte ihr einen kostbaren Diamantring mit den Worten: „Der Ring ist Tausende werth; möge Sie das Geschenk für eine Stunde Schmerz entschädigen!"

Wie bedenklich die Worte klangen, wie sonderbar auch der Gesichtsausdruck des Kaufmanns war, Clara achtete in dem Triumph ihrer Eitelkeit nicht darauf. Mit vieler Grazie hielt sie ihm die Hand hin. Welden küßte und zierte sie mit dem Ringe. Als er faunisch lächelnd wieder sein Haupt erhob, fiel sein Blick auf die Eingangsthüre des Saales. Er zuckte erschrocken zusammen....

Tief in einen Mantel gehüllt, lehnte an der Pfoste eine hohe Mannesgestalt, die sich sogleich entfernte, als ihr Blick dem Auge des Kaufmanns begegnete. Vater und Sohn hatten sich erkannt....

Einen Sekundenschlag stand der Kaufmann betroffen. Sein Auge verfolgte den langsam Davongehenden, als sollte ihm sein blitzendes Feuer den Weg erhellen. Als er keine Spur mehr sah, wandte er sich mit raschem Entschlusse zu Clara, die er um Entschuldigung bat, daß er sich für eine kurze Zeit entfernen müsse. Er schützte dringende Geschäfte vor und übergab sie mit ritterlicher Galanterie einem jungen Doctor, der längst vor Begierde brannte, mit ihr einen Walzer zu tanzen.

In großer Eile durchflog er alsdann den Saal, um Holger aufzusuchen. Er achtete nicht früher auf die Gäste, die über seinen trippelnden Gang und seine



ungewohnte Hast lächelten und zusammenflüsterten, als bis er vor dem Gesuchten stand und dieser ihn selbst mit bedenklicher Miene empfing.

„Haben Sie meinen Sohn gesehen?“ raunte er ihm in's Ohr.

„Nein, Herr Welden.“

„Folgen Sie mir auf mein Comptoir!“ —

Holger gehorchte nur ungern, er hatte unter den Damen zwei sehr weiche Herzen getroffen, welche dem galanten Commis keinen Tanz versagten und die Erzählung seiner Reiseabenteuer mit einer Aufmerksamkeit verfolgten, die ungewöhnlich und wohlthuend für ihn war. Indessen seine Freundschaft für Eduard, sein abhängiges Verhältniß zum Hause bestimmten ihn, seinem Prinzipal zu folgen.

Welden spähte, während er den Saal verließ und die Treppe, welche nach dem Hofe führte, hinunterstieg, überall nach Eduard umher, doch vergeblich. Ebenso nutzlos blieben seine Erkundigungen bei den Dienern des Hauses. Keiner wollte ihn gesehen haben.

Mißmuthig gelangte er in sein Zimmer. Holger war ihm auf dem Fuße gefolgt und zündete auf seine Bitte die Lampe an, während der Kaufherr selbst sich in das Sopha warf und gedankenvoll das Haupt in beide Hände stützte.

„Wußten Sie, Holger, um die Ankunft meines Sohnes?“ fragte er endlich nach einer längeren Pause, während welcher es dem Angeredeten glücklich gelungen war den Docht anzubrennen.

„Nein, Herr Welden.“

„Sie wissen auch nicht, wo er sich jetzt befinden mag?“

„Eben so wenig.“

„Sie kennen aber jedenfalls alle Locale, die er gewöhnlich zu besuchen pflegt! Nicht war, Holger? Antworten Sie mir! Ein geängstigtes Vaterherz fragt Sie darum.“

„Sie sind mir alle bekannt.“

„Nun denn, Holger, ich bitte Sie um einen großen Dienst.“ Er stand bei diesen Worten auf, legte die Hand auf die Schulter des Commis und blickte ihn so schmerzlich an, daß es diesem durch's Herz schnitt.

„Befehlen Sie über mich, Herr Welden!“

„Suchen Sie meinen Sohn auf! Ich werde Sie zu entschädigen wissen für das Vergnügen, das Sie durch die Entfernung vom Balle verlieren; nur bringen Sie mir Eduard sogleich hierher! Sie kennen seinen Jähzorn, seine übersprudelnde Heftigkeit, die maßlos Alles zerstört. Er war im Saale, in demselben Augenblicke, in welchem ich der Schauspielerin den Ring an den

Finger steckte und sie als meine Verlobte vorstellte. Im Haß gegen seinen Vater ist er fortgestürzt, ich ahne nichts Gutes. Sehen Sie mich an, Holger, mein Haar ist weiß und gelichtet, Sie werden mich doch keiner Thorheit mehr für fähig halten? Ich sagte Ihnen einmal, Menschen wie Eduard können nur durch gleich heftige Mittel von einer starken Leidenschaft befreit werden. Leidenschaft macht blind und benimmt die Vernunft. Eduard mußte sehend gemacht werden, hören lernen. Clara hat kein Herz, sie liebt ihn nicht, sie liebt nur sich; ihr soll Alles zum Schemel ihrer Eitelkeit dienen. Dazu ist mir Eduard zu gut. Er hätte mir nicht geglaubt, würde ich es ihm einfach und schlicht auseinandergesetzt haben; jetzt muß er es glauben, wenn er hört und sieht, daß eine junge schöne Dame den Sohn aufopfert, um dem Vater, einem Greise, ihre Hand zu reichen — um möglichst bald seinen Reichthum zu erben. Hätte ich sie anders gefunden, keinen Augenblick würde ich zögern, sie als meine Schwiegertochter in mein Haus aufzunehmen. So aber muß ich sie verwerfen, mein Sohn darf nicht unglücklich werden. — Wenn Ihnen, Holger, nach dieser Erklärung mein Benehmen gegen Fräulein Lauen zu hart erscheint, wenn Sie mich beschuldigen, zu weit gegangen zu sein, so erfahren Sie auch, daß ich in meiner

Jugendzeit an Geist und Körper ruinirt worden bin, daß ich meine wohlhabenden Eltern an den Bettelstab brachte — durch meine blinde, grenzenlose Leidenschaft zu Clara's Mutter. Ich erkannte sie am ersten Ton ihrer Stimme — sie hatte den Namen Welden vergessen." —

Mit ungewöhnlicher Aufregung hatte der Kaufherr gesprochen; er schwieg erschöpft und drohte unter einem heftig ausbrechenden Husten zu ersticken. Holger stand unentschlossen; er legte die Hand an die Tischglocke. Welden winkte abwehrend und murmelte sich zum Lächeln zwingend:

„Es ist ja kein Diener in der Nähe. Gehen Sie und bringen Sie mir meinen Sohn, das ist die beste Arznei für mich!" Holger eilte aus dem Zimmer.

Der Husten war hartnäckig und ließ nur langsam nach. Der alte Herr zitterte am ganzen Körper und konnte sich kaum aufrecht erhalten. Sein Blut rollte heißer wie gewöhnlich durch die Adern und stieg ihm zu Kopfe. Mit dem Aufgebot aller Energie suchte er einige Ruhe zu gewinnen. Er trat an's Fenster und blickte hinaus in die Nacht. Es schienen weder Mond noch Sterne, nur von drüben aus dem Ballsaale zitterten einige Lichtstrahlen herüber, und die Klänge eines Walzers unterbrachen die ringsum herrschende Stille.

Der alte Welden lehnte sein heißes Haupt an die Fensterscheiben und dachte seit langer Zeit zum ersten Male wieder an entschwundene Jugendträume, trügerische Hoffnungen, bittere Täuschungen.....

Ein lautes Geräusch schreckte ihn empor... es kam die Treppe herauf... rasch wurde die Thür aufgerissen — Eduard stand vor ihm.

„Mein Sohn!“ rief der Vater und streckte die Arme aus.

Ein höhnisches Gelächter war die Antwort.

„Höre mich! Aus Barmherzigkeit!“ wiederholte der Greis und schwankte ihm entgegen.

Eduard lachte wieder auf, hell, scharf, schneidend, daß es dem Alten durch Mark und Beine ging. Er warf den Mantel ab, den Hut, und faßte mit einer wilden Bewegung nach der Brust seines Vaters.

„Also darum mußte ich reisen!“ rief er mit vor Wuth bebender Stimme, — „betrogen und bestohlen um meine Liebe durch den eigenen Vater! Alter Mann, hast Du denn noch Blut? Du siehst ja so frostig aus! Sprich, durch welche Künste hast Du sie bethört!“

Vergebens machte der Greis eine Anstrengung, ihm in's Wort zu fallen; Eduard, blind vor Wuth, faßte ihn an beiden Schultern und schüttelte den morschen Körper, daß die Glieder zuckten. „Wie hast Du sie

bethört? Sprich, sprich!" wiederholte er zähneknirschend, indem er den unter seinen Händen zusammenbrechenden Greis hoch in die Höhe zog. Ein entsetzlich bleiches, verzerrtes Antlitz starrte ihn an. Auf der kahlen Stirn stand der Todesschweiß in einzelnen kalten Tropfen, — das Auge blickte leblos, gläsern, — noch einmal zuckte es auf, es war der letzte Lichtstrahl von Liebe, dann sank es in ewige Nacht. Der Schlag hatte den Greis getroffen; der Sohn hielt die Leiche seines Vaters im Arm. —

Noch bemerkte es Eduard nicht, noch hielt er den Körper des Vaters eisern fest, er preßte ihn an die Brust, er hielt seinen Mund an die Lippen des Todten; — dann fuhr er zusammen wie von einer Viper gestochen, der Todte entglitt seinen Händen, und stürzte nieder auf den Boden.

Lange starrte Eduard auf den Entseelten; die Zeit schien still zu stehn; dann stürzte er mit einem furchtbaren Angstschrei an der Leiche des Vaters nieder. —

Eine Stunde verging, tiefe Stille herrschte in dem Zimmer, nur zuweilen knisterte die Gasflamme auf; am Fenster regte der Falke schlaftrunken die Flügel.

Es kam Jemand eilends die Treppe herauf; Eduard hörte nicht. Er kniete nieder und hielt den Kopf des Entseelten in seinem Schooße. Rasch wurde die Thür

geöffnet und Holger trat in's Zimmer. Ueber einen Mantel stolpernd, machte er eine vertikale Bewegung, die ihn zu fröhlichem Lachen reizte. Ein Blick auf die Gruppe und er verstummte.

Eduard starrte ihn an, theilnahmlos, bleich, mit fürchterlicher Ruhe. Endlich stand er auf, ergriff den Entseelten und legte ihn auf das Sopha.

„Ich bin der Zeit zuvorgekommen, Freund," sprach er tonlos, auf die Leiche deutend, „ich habe meinen Vater durch meine Heftigkeit ermordet, ihn hat der Schlag getroffen."

„Und Alles das um nichts!" fiel Holger erschüttert ein, „ich suchte Dich überall, um Dich über seine Handlungsweise aufzuklären!"

Mit kurzen Worten machte er ihn mit Allem bekannt. Eduard horchte hoch auf. Er preßte das Haupt zwischen die geballten Hände, bis endlich ein Strom von Thränen der gefolterten Brust Linderung verschaffte.

Wieder war es sehr still im Zimmer. Man hörte nur ein unterdrücktes Schluchzen und den Falken, der seinen Schnabel an den goldenen Stäben des Käfigs wetzte. —

Jetzt brausten die Klänge eines rauschenden Galopps herüber. Eduard zuckte zusammen und lauschte.

„Sie ist ja noch auf dem Balle!" rief er mit

unheimlichem Lächeln und sich ermannend. „Sie hat mich hintergangen, ihr Spiel mit mir getrieben, wie ihre Mutter einst mit meinem Vater, kommen Sie, Holger, ich will ihr das Brautgeschenk ihres Verlobten überbringen.“

Er warf noch einen Blick auf den Todten und verließ von dem Freunde gefolgt das Zimmer.

Die Gesellschaft war munterer, ungezwungener geworden; der reichlich gespendete Champagner verfehlte seine Wirkung nicht. Die Abwesenheit des Hausherrn wurde kaum beachtet. Die nicht Tanzenden versammelten sich in kleinen Gruppen, Eis und Erfrischungen schlürfend, ziemlich laut die Tagesneuigkeiten besprechend. Ein kleiner Hofrath hetzte in einem größeren Kreise, in welchem sich auch Clara mit ihrer Mutter befand, seinen spärlichen Witz zu Tode. Da er es aber verstand in seine Albernheiten galante Huldigungen einzustreuen, denen kein Frauenherz widerstehen kann, so wurde er gerechterweise belacht und bewundert. An einer Aeußerung, in welcher er sie mit einer Purpurrose verglich, die auch den Wurm bezaubere, der im Begriffe stehe den Kelch anzunagen, fand die Künstlerin so hohes Behagen, daß sie dem trefflichen Witzbold erlaubte, zu ihren Füßen zu sitzen. Wie erschrak sie aber, als in demselben Augenblicke

Eduard vor ihr stand! Er kreuzte die Arme und blickte sie durchbohrend an. Sie fühlte die Anwandlung einer Ohnmacht; gewohnt aber, alle Leidenschaften zu beherrschen, bezwang sie sich mit Gewalt, legte die Züge des Gesichts in ein graziöses Lächeln und hieß ihn willkommen.

Eduard erbebte, aber nichts verrieth seine innere Bewegung. Eine Zeitlang in seiner Stellung verharrend, trat er ihr dann lebhaft einige Schritte näher, legte die Hand auf ihr Haupt und riß ihr den Kranz herunter.

Die Gesellschaft trat erschrocken zurück, der Kreis erweiterte sich, die Musik verstummte.

Clara war sprachlos, sie zitterte heftig, der Fächer entglitt ihren bebenden Händen. Die Mutter blickte bald hier- bald dorthin, sie wußte nicht was sie denken, beginnen sollte.

Nichts beachtend, sprach Eduard mit starker Stimme, daß es weithin durch den Saal erscholl: „Madame, der Kranz ist in dieser Stunde welk geworden. Es thut mir leid, Ihnen die Nachricht mittheilen zu müssen, daß mein Vater so eben vom Schlage getroffen wurde. — Sie sind die Braut eines Todten!“ —

Er zerriß, indem er dies sagte, den Kranz; die

grünen Myrthenblätter, der goldene Lorbeer bedeckten den Boden.

Betäubt, raffte Clara ihre letzte Kraft zusammen. Einen Blick noch warf sie Eduard zu, aus welchem Verständniß des Geschehenen, Wuth und Rache blitzten; dann verließ sie den Saal, und noch in derselben Nacht die Stadt. — — —

Wenige Tage darauf wurde der Greis begraben. Es giebt Verbrechen, die furchtbar sind und doch vor dem Richterstuhle der Menschen straflos erscheinen. Ein solches war der Mord Eduard's an seinem Vater. Aber Eduard blieb unvermählt; er führte ein einsames trauriges Leben. Gram und bittere Reue nagten an seinem Herzen, bis es brach.

Druck von C. M. Gärtner in Schneeberg und Schwarzenberg.